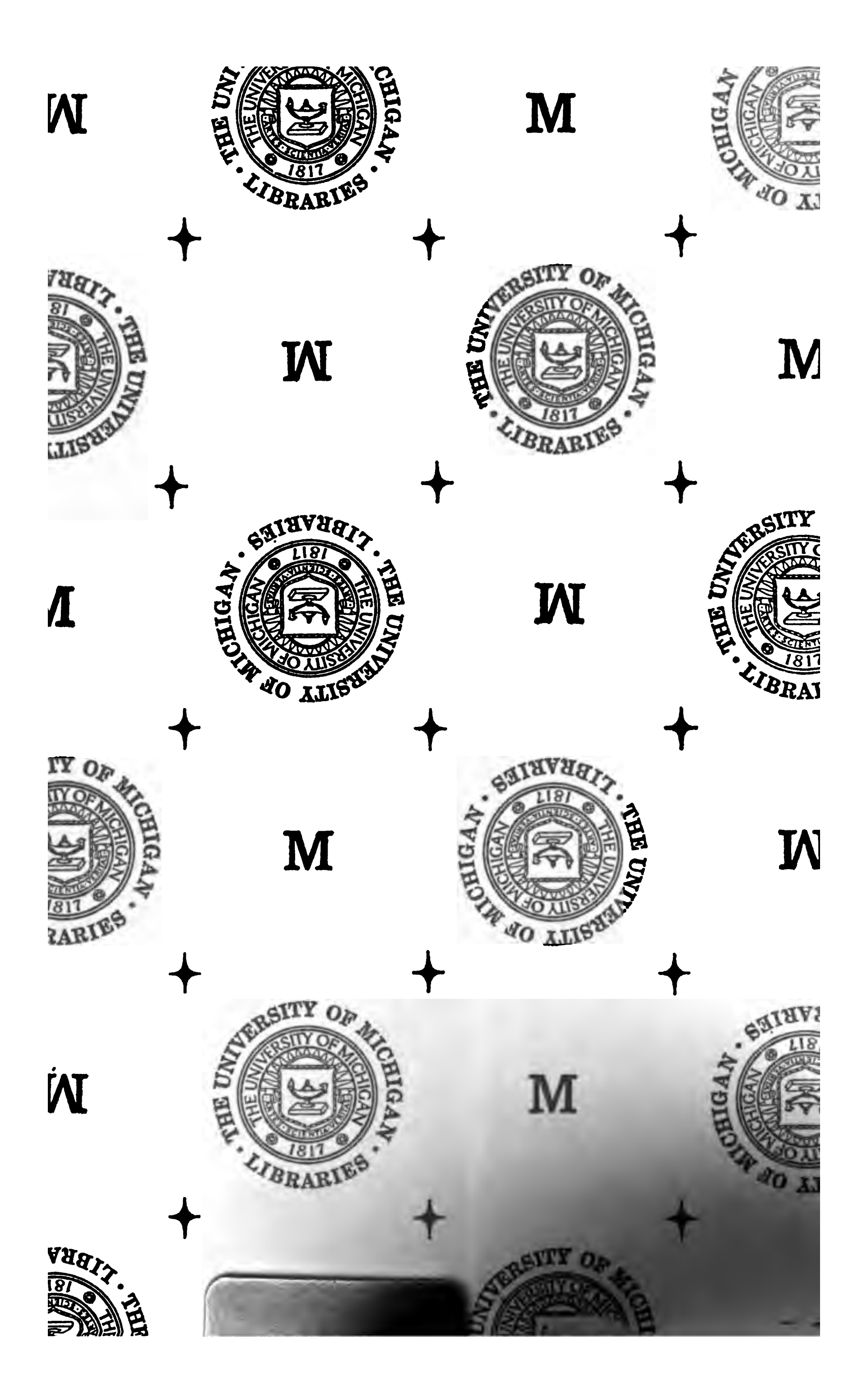
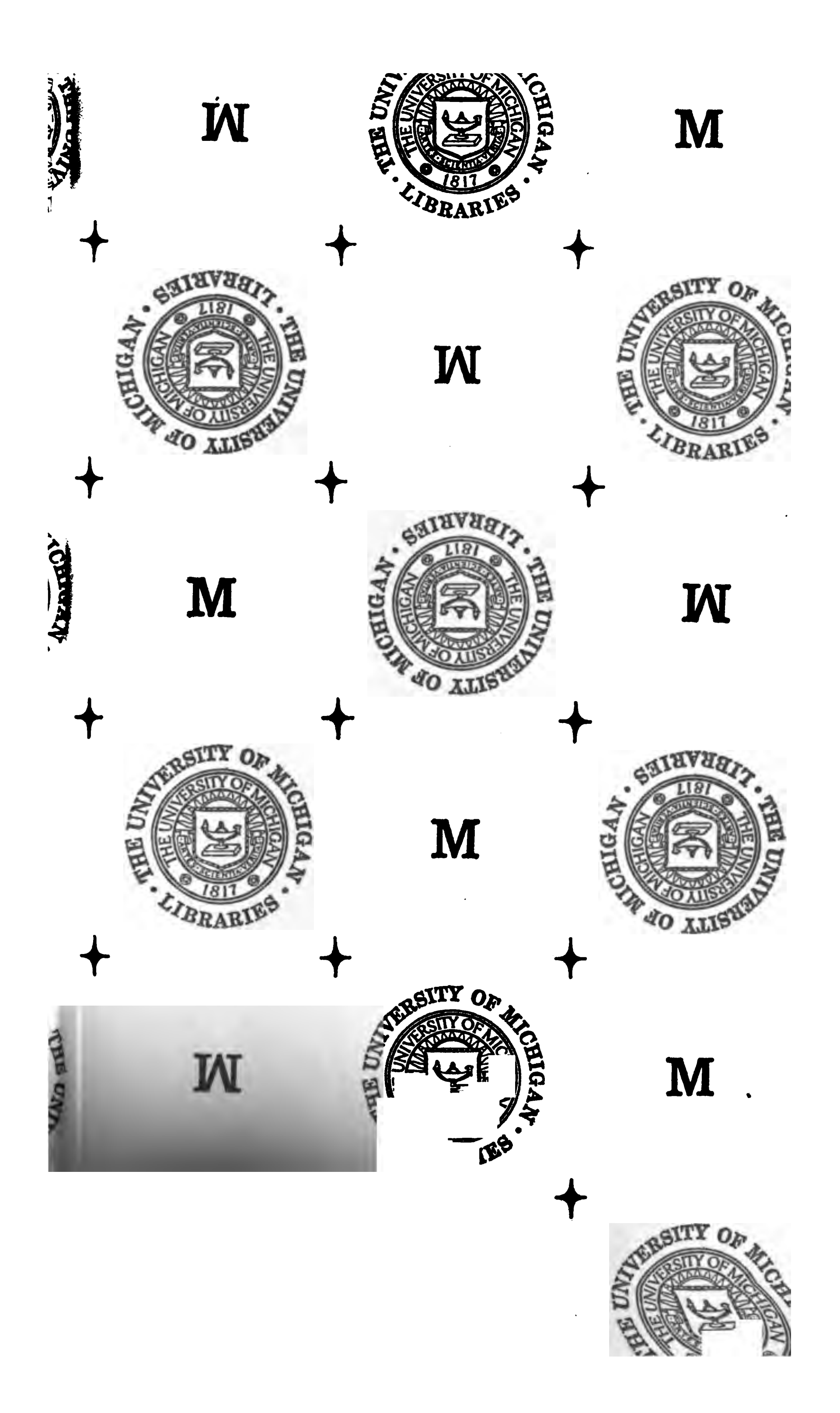
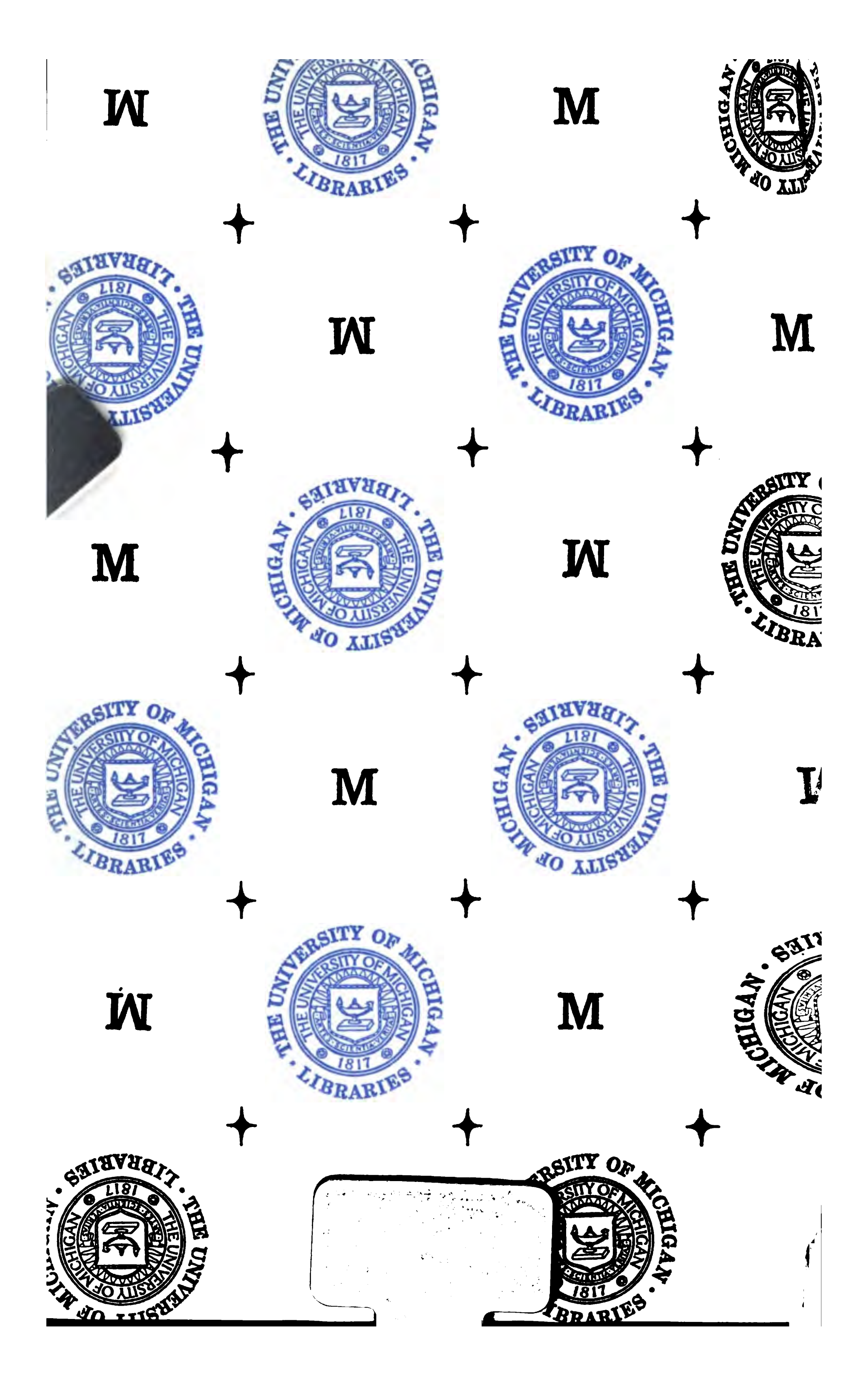



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
LIBRARIES


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES 1817


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M







Vom Ghetto zur modernen Kultur

Eine Lebensgeschichte

von

Dr. Jakob Fromer



Charlottenburg
1906
Im Verlage des Verfassers
Pestalozzistrasse 88a



Dem Andenken
meines Freundes Osman.

Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, dass er wieder auflebe, seine Schösslinge hören nicht auf. . . Wo ist aber ein Mensch, wenn er tot und dahin ist? Hiob.



I.

Mein Vater genoss im Lodzer Ghetto den Ruf einer aussergewönlichen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Er stand jeden Morgen um vier Uhr auf, nahm ein Quellenbad und suchte das Stübel, eine Art Klublokal der Chassidim (der streng Orthodoxen), auf, wo er bis in den späten Abend die Zeit mit dem Studium des Talmuds, der Kabbala und mit Beten verbrachte.

Für die Erhaltung der Familie musste die Mutter sorgen. Sie trieb einen Hausierhandel, von dem sie uns nur kümmerlich ernähren konnte. Wir waren drei Kinder zu Hause im Alter von 1—5 Jahren. Früh ging sie fort und liess uns ein Stück trockenes Brot und ein bisschen Milch für das jüngste Kind zurück. Das war unsere Nahrung für den ganzen Tag. Als der Aelteste hatte ich das Kind zu pflegen und zu beaufsichtigen. Es war kränklich, litt sehr unter der mangelhaften Pflege und jammerte den ganzen Tag. Im Winter litten wir entsetzlich unter der Kälte. Das Zimmer war nur wenig, oft garnicht geheizt. Am Fussboden fehlten die Dielen.

Die schadhaften Fensterscheiben waren mit Papier verklebt oder mit Säcken verstopft. Wenn wir zu sehr froren, krochen wir ins Bett. Hier hockten wir und erwarteten sehnsüchtig die Mutter.

Oft kam sie mit leeren Händen nach Hause und musste uns ohne Abendbrot schlafen legen. Sie machte dann dem Vater heftige Vorwürfe, dass er sich so wenig um die Seinen kümmere und ihr allein die Sorgen überlasse. Sie fühlte ihre Kräfte von Tag zu Tag schwinden und sah die Zeit nicht mehr fern, wo sie unter der unerträglichen Last zusammenbrechen würde. Dabei weinte sie bitterlich. Es tat ihr in der Seele leid, dem Vater durch ihre Vorwürfe Kummer und Schmerz bereitet zu haben. Sie liebte ihn mit jener Entsagungs- und Aufopferungswilligkeit, deren vielleicht nur das Ghettoweib fähig ist. Und sie war auch stolz und glücklich, einen so frommen und gebildeten Mann zu besitzen, einen Mann, um den sie beneidet, und um dessentwillen sie geachtet und geehrt wurde. Schliesslich war sie auch sicher, dafür, dass sie ihm ermöglichte, ungestört seinen frommen Studien obzuliegen, im Jenseits eine gute Belohnung zu erhalten. Diese Aussicht musste um so verlockender auf sie wirken, als dem jüdischen Weibe keine Möglichkeit gegeben ist, sich durch selbständige Handlungen Gott wohlgefällig zu zeigen.

Aber die Not erwies sich doch stärker als alle idealen Einflüsse. So oft sie sich des unerträglichen Elends ihrer Tage bewusst wurde, schrie sie unwillkürlich auf. Und da kam jene am Grunde der Seele schlummernde Verbitterung des Ghettoweibes zum

Durchbruch, das durch eine unnatürliche Lebenseinrichtung geknechtet, ausgebeutet und um sein Lebensglück betrogen wird. Der Vater pflegte bei derartigen Szenen stumm dazusitzen und an dem Zigarrenstummel zu kauen. Er kannte seit seiner frühesten Jugend keine andere Beschäftigung, als das Studium des Talmuds und die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Gott. Und es war für ihn selbstverständlich, dass Gott, der die Sperlinge auf dem Felde speist, für den Unterhalt seiner Getreuen sorgen müsse. Dass er dieses Geschäft durch ein schwaches Weib besorgen liess, schien ihm zwar nicht ganz in der Ordnung. Aber das Beispiel seiner Umgebung beruhigte ihn. Weit bedenklicher erschien ihm die Sache in den Zeiten, da die Mutter dem Erwerbe garnicht nachgehen konnte, oder wo der Verdienst nicht ausreichte, um den Hunger der Kinder zu stillen. Dann marterte er sein Hirn vergeblich ab, um irgend einen Ausweg zu finden. Eine körperliche Arbeit entsprach weder seinem Stande noch seinen Fähigkeiten. Der einzige Beruf, der ihm nahe lag, war der des Lehrers. Aber auch hierfür war er ungeeignet, da er unfähig war, sein Wissen Kindern mitzuteilen. Was er konnte, war, reife Männer an sich heranzuziehen, mit ihnen über talmudische und kabbalistische Probleme zu diskutieren und ihnen seinen reichen Schatz frommer Maximen und edler Gesinnungen mitzuteilen. Die Männer, die mit ihm auf diese Weise in Berührung kamen, liebten und verehrten ihn als einen wahrhaft edlen, heiligen Menschen und suchten nach Kräften, die Not der Seinigen zu lindern. Aber sie

waren selbst arm und vermochten nicht viel für ihn zu tun.

Wenn er stundenlang dagesessen und vergebens nach einem Auswege gesucht hatte, stand er auf, machte eine Bewegung, als wollte er einen bösen Traum von sich abschütteln und murmelte vor sich hin: „Das narrische Weltel!“ Das war die Quintessenz seiner Weisheit.

Für ihn war das diesseitige Leben eine vorübergehende Erscheinung, ein Jahrmarkt, auf den man gekommen ist, um für das Jenseits möglichst viele gute und nützliche Dinge zu erwerben. Ob man hier gut oder schlecht lebte, war daher gleichgültig. Jedenfalls war es töricht und verwerflich, sich durch die Sorge um das diesseitige Wohl von dem eigentlichen Daseinszweck ablenken zu lassen.

Halbnackt und barfuss, wagte ich mich im Winter selten ins Freie. Um so grösser war meine Sehnsucht nach dem Frühling. Sobald es draussen warm und trocken wurde, verliess ich die dumpfe, langweilige Stube und ging aufs Feld, um hier mit meinen Altersgenossen zu spielen oder dem Treiben der Lobessess (jüdische Gassenjungen) zuzusehen.

Eine führende Rolle unter ihnen spielten die Ganowim. Sie waren Mitglieder einer gut organisierten Diebesbande, an deren Spitze ein alter, ehrwürdig aussehender Mann stand, der den Namen Rebb Mosche Ganew führte. Er besuchte fleissig die Synagoge und

galt auch für fromm und wohltätig. War ein Diebstahl vorgekommen, dann wandte man sich an ihn, hinterlegte eine Summe Geldes und erhielt dann das gestohlene Gut prompt zurück. War der Bestohlene arm und konnte nichts geben, dann liess sich oft Rebb Mosche durch Bitten dazu bewegen, das Gestohlene auch unentgeltlich zurückzugeben. Er nannte das eine Mizwe (fromme Tat) tun.

Die meisten der Lobessess waren obdachlos. Sie übernachteten im Freien und verschafften sich ihre Nahrung durch Raub. Mittags schlichen sie sich in Wohnungen ein, wo gerade gekocht wurde, benutzten den Augenblick, wo sie von niemand beachtet wurden, nahmen dann alles, was sie auf dem Herde fanden, in kochendem Zustande und liefen damit aufs Feld. Hier wurden sie mit Hallo und Ehrenbezeugungen ob dieses Bravourstücks empfangen.

Sehr aufregend waren die Schlachten, die zwischen den Lobessess und den Schkozim (Christenjungen) geschlagen wurden. Jenseits des Feldes lag das Christenviertel. In der Mussezeit machte sich die christliche Jugend das Vergnügen, mit Steinen nach uns zu werfen. Das war die Ouverture zu einer wilden Rauferei, aus der gewöhnlich die an Kraft und Zahl überlegene jüdische Jugend als Sieger hervorging. Es kam aber auch vor, dass die Christen aus dem benachbarten Viertel Unterstützung erhielten. In Bedrängnis geraten, riefen wir einen Metzger, Namens Itsche, zu Hilfe herbei. Er war ein Mann von herkulischer Gestalt und Kraft und pflegte bei solchen Gelegenheiten mit einem Pfahle, den er unter-

wegs von einem Zaune gerissen hatte, herbeizustürmen und die Christen — wenn sie auch hunderte waren — blutig in die Flucht zu schlagen.

Mit fünf Jahren kam ich ins Cheder (Judenschule). Als mich die Mutter das erstemal dahin brachte, hatte ich das Gefühl eines zur Schlachtbank geführten Rindes. Schon in der Ferne hörte ich das Geheul und das Gewinsel der im Cheder misshandelten Kinder. Wir traten in ein halbdunkles Zimmer. Die muffige Luft und das Schreien und Lärmen betäubte in den ersten Augenblicken meine Sinne. Auf dem nackten Fussboden hockten die Kinder dicht nebeneinander, schwatzend oder weinend. Vor einem langen Tische stand eine Reihe von Kindern. Vor jedem lag ein hebräisches Alphabet, aus dem sie der Reihe nach vorlasen. Um den Tisch herum ging der Melammed (Lehrer) und bearbeitete fortwährend die entblössten Hinterteile der Kinder mit einem dicken Riemen. Diese Exekution begleitete er mit einem so lauten Schwall von Schimpfworten, dass durch sie das Jammergeschrei der Kinder fast übertönt wurde. Sein schmutziges Gesicht war von einem wilden, struppigen, roten Bart umrahmt. Aus den Augen flackerte ein unheimliches, fieberhaftes Feuer. Am Herde stand die Frau des Melammed und braute ein übelriechendes Gericht. Sie blies fortwährend in das von schlecht brennendem Holze unterhaltene Feuer und hustete, so oft der Rauchqualm ihr entgegenschlug. Ihr mageres, schwindsüchtiges Gesicht war voll Russ. Dicht neben ihr lag ein Säugling und schrie, mit Händen und Füssen zappelnd, aus Leibeskräften.

Meine Mutter hatte mir oft von der Hölle erzählt, wo man von abscheulichen Teufelsfratzen empfangen und bei lebendigem Leibe geschmort wird. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich hier in eine solche Hölle geraten. Mit allen Kräften klammerte ich mich an die Mutter und bat weinend, mich nicht hierzulassen. Da nahm mich der Melammed freundlich bei der Hand und sagte mir, der Malech Pimper (der Genius der Kinder) würde mir etwas schenken, wenn ich mich still verhalten und zu Boden blicken würde. Ich gehorchte. Ein Geldstück fiel zu meinen Füssen auf die Erde. Dann regnete es Rosinen und Mandeln. Ich bückte mich und griff gierig nach dem kostbaren Geschenke des Malech Pimper. Inzwischen hatte sich die Mutter entfernt, und ich tröstete mich mit den seltenen Leckerbissen.

Ich lernte rasch das Hebräische buchstabieren und lesen, wurde in kurzer Zeit zur Lektüre der Bibel herangezogen, um endlich an den Strand des unübersehbaren, tiefen Meeres des Talmuds zu gelangen. Wir begannen unsere Uebungen an seichten, klaren Stellen und erlangten nach und nach die Fähigkeit, uns weiter hinauszuwagen. Ich gehörte zu den Vorzugsschülern, war aber schwer zu behandeln. Von einem starken, übertriebenen Gerechtigkeitssinn durchdrungen, konnte ich ebenso wenig eigenes wie fremdes Unrecht ertragen. Hatte ich mir etwas zu Schulden kommen lassen, so klagte ich mich selbst an und ruhte nicht eher, bis ich die gebührende Strafe erhalten hatte. Ebenso streng war ich gegen Ungerechtigkeiten, die mir

von Fremden zugefügt wurden. Im Cheder aber hatte ich viel Unrecht von den Lehrern zu erleiden. So bekam ich oft, wenn ich meine Sache noch so gut gekonnt hatte, Schläge, weil der Lehrer in dem chaotischen Wirrwarr, worin die ganze Schule unissono eine Bibelstelle herunter las, bei mir einen Fehler herausgehört haben wollte, den tatsächlich mein Nachbar gemacht hatte. Derartige Willkürlichkeiten konnte ich nicht verschmerzen. Da meine Klagen zu Hause kein Gehör fanden, lief ich von der Schule weg, trieb mich tagelang im Freien herum, bis ich irgendwo verhungert, verschmachtet, aufgegriffen und nach Hause gebracht wurde, um bei der nächsten Gelegenheit wieder davonzulaufen.

Meine Eltern sahen endlich ein, dass es so nicht weiter gehen konnte. So entschloss sich mein Vater, es selbst mit mir zu versuchen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Der Vater behandelte mich wie einen Grossen, weihte mich in Lehrgegenstände ein, die sonst nur für reifere Männer bestimmt sind, und war gegen mich stets liebevoll und gerecht. Diese Behandlung machte mich stolz und glücklich. Ich gab mir die grösste Mühe, mich dafür durch Fleiss und Aufmerksamkeit dankbar zu zeigen.

Früh morgens studierten wir den Schulchan Aruch. Dieses Buch umfasst jene Menge von Vorschriften, die den Juden von der Geburt bis zum Tode begleiten.

„Raffe Dich auf wie ein Löwe, um in den Dienst Gottes zu treten.“ Mit diesem Weck- und Kriegsruf beginnt das erste Kapitel, das über das Aufstehen handelt. Sofort nach dem Verlassen des Bettes muss

man sich die Hände waschen. Wer sich vier Ellen vom Bette entfernt, ohne die Hände gewaschen zu haben, hat den Tod verdient. Dann wird ausführlich beschrieben, wann, was und wie gebetet werden soll, was man am Sabbat und den Feiertagen tun und lassen muss. Diese Vorschriften bilden den ersten Teil; der zweite handelt über das Zivilrecht, der dritte über das Eherecht, der vierte über die Speise- und Reinheitsgesetze. Wir begannen mit dem Studium der Speisegesetze.

Wer darf schlachten? Muss es ein Jude sein? Darf es auch ein Heide, ein Weib, ein Sklave, ein Kind, ein Idiot sein? Wie muss das Messer beschaffen sein? Welche Adern müssen durchschnitten werden? Wie, wenn in der Leber eine Nadel gefunden würde? Wenn die Eingeweide verletzt, verwachsen sind?

Es folgt nun das Koschermachen. Sobald das Fleisch nach Hause gebracht worden ist, muss es eine Zeit lang im Wasser liegen und nachher ausgesalzen werden. Wenn nun ein Stück ungesalzenes Fleisch mit einem im Salze liegenden Stück in Berührung gekommen ist, was dann?

„Du sollst das Zicklein nicht mit der Milch seiner Mutter kochen“, heisst es im Pentateuch. Hiervon leitete man das Verbot ab, Milch und Fleisch zusammen zu kochen. Wenn es sich nur um einen Tropfen Milch handelt, was dann?

Das sind die einfachen Vorschriften und Fragen. Um sie gruppiert sich eine unübersehbare Schar von Kommentaren und Glossen, die den Quellen nach-

spüren, Widersprüche aufsuchen, Konflikte bei den Haaren herbeiziehen, um sie dann in Wohlgefallen zu schlichten, zu lösen.

Im Cheder hatte sich der Unterricht ausschliesslich auf die Lektüre der Bibel und leichter Talmudtexte beschränkt. Die Gegenstände meines jetzigen Unterrichts waren mir neu, erregten mein Interesse in höchstem Masse und prägten sich meinem Gedächtnisse mit einer solchen Schärfe ein, dass ich imstande war, alles, was ich darüber gelesen und gehört hatte, im genauen Wortlaute auswendig herzusagen. Der Vater freute sich darüber sehr und rief seine Freunde herbei, um ihnen das Wunder zu zeigen. Ich wurde auf den Tisch gestellt und kramte meine Weisheit vor den staunenden Zuhörern gleich einem Phonographen aus. Damals war ich 7 Jahre alt. Oft wurde ich in Kreuz- und Querfragen verwickelt, das grosse Heer der Kommentare wurde gegeneinander gehetzt, bis alles, was ich in schönster Ordnung auseinandergesetzt hatte, wie ein wirrer Knäuel dalag. Da ich den Stoff gut beherrschte, fiel es mir nicht schwer, den Knäuel zu lösen, alles wieder an die richtige Stelle zu bringen.

Das war das Frühpensum.

Der Vormittag war dem Studium des Talmuds gewidmet, und zwar dem diskursiven. Das diskursive Studium besteht darin, dass irgend ein Thema herausgegriffen und alles, was der Talmud und seine Kommentare darüber sagen, gesammelt, geprüft und verglichen wird. Die Themata lauten etwa folgendermassen:

Darf der Richter als Zeuge auftreten?

Jemand hat die Hälfte einer unbeweisbaren Forderung zugestanden. Darüber sind die Ansichten der Talmudisten verschieden. Die Einen halten ihn für glaubwürdig, denn er hätte ja die ganze Forderung leugnen können. Die Anderen meinen, dazu gehöre eine tüchtige Portion Frechheit, deren nicht jeder fähig sei. Er habe also nur aus Schwäche die Hälfte zugestanden.

Ein Ei, das am Sabbat gelegt wurde, darf nicht gegessen werden. Wie, wenn es zur Hälfte am Freitag und zur anderen Hälfte am Sonnabend gelegt wurde?

Nachmittags und Abends gab der Vater sich kabbalistischen Studien hin, an denen ich wegen meiner Jugend nicht teilnehmen durfte. Die freien Stunden widmete ich der Zerstreuung. Sie bestand darin, dass ich den Talmud fortlaufend, dem einfachen Wortsinne nach, las, ohne mich bei den Schwierigkeiten, die die Kommentare fast in jedem Worte finden, aufzuhalten. Mit besonderer Vorliebe verweilte ich bei den Sagen und Legenden, die im Talmud wie anmutige Blumen auf dem weiten, in düstern, schwermütigen Ernst gehüllten Felde hervorspriessen und Herz und Gemüt erheitern.

Am besten gefielen mir die grotesken Erzählungen, die Münchhauseniaden.

Einst, erzählt ein Rabbi, kamen wir auf eine Insel und machten es uns da bequem. Plötzlich bemerkten wir, dass der Boden unter uns sich bewegte. Als wir die Sache näher untersuchten, fanden wir, dass es gar keine Insel, sondern ein Fisch war. Nach einer Zeit wurde der Fisch tot an den Strand gespült. Aus seinen Gräten wurden vierhundert Städte gebaut.

Wenn wir abends nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause kamen, erzählte der Vater von meinem grossen Fleisse und den ungewöhnlichen Fortschritten, die ich gemacht hatte. Die Mutter hörte dies glückstrahlend an und vergass die Sorgen und Mühseligkeiten des Tages. Der Vater schloss den Bericht stets mit der stolzen Versicherung, dass er an mir zehn Rubel die Woche verdiene.

Diese Zeit war die glückseligste meines Lebens. Leider aber nur von kurzer Dauer.

Ungefähr ein Jahr darauf starb mein Vater. Seine gelehrten Freunde nahmen sich meiner weiteren Ausbildung an. Aber die Lernfreudigkeit, die mir der Vater eingeflösst hatte, wollte nicht mehr so recht aufkommen. Ich mass meine neuen Lehrer an dem Vater und fand ihre Gelehrsamkeit gering, vermisste bei ihnen jenen Seelenadel, durch den der Vater auf seine Umgebung einen geradezu bezaubernden Einfluss ausgeübt hatte.

* * *

Mit dreizehn Jahren bezog ich das Bethamidrasch. Dieses Institut, das in keiner Ghettogemeinde fehlen darf, ist eine Art Hochschule für das Studium des Talmuds, aber ohne Hausordnung und Lehrer. Es besteht aus einem grossen, viereckigen Zimmer mit kahlen, schmucklosen Wänden. An der Westwand befindet sich die Bibliothek. An den Tischen sitzen die

Studierenden einzeln und parweise und lesen oder singen den Text der vor ihnen liegenden Folianten, mit dem Oberkörper und den Händen die gewagtesten Bewegungen ausführend. Der monotone Singsang wird durch den ohrenbetäubenden Lärm der diskutierenden Gruppen übertönt, die stehend oder auf und ab laufend irgend ein Problem mit aller Lungenkraft zu lösen versuchen.

Das vorherrschende Element sind die Bachurim. Im Ghetto werden mit diesem Namen allgemein die Junggesellen bezeichnet. Für die Bethamidrasch-Verhältnisse kommen aber nur Burschen im Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren als Bachurim in Betracht. Um dieses Alter herum pflegt der Bachur sich zu verheiraten. Er erhält dann vom Schwiegervater so viele Jahre Beköstigung, als im Ehekontrakt ausgemacht ist. Nach der Hochzeit zieht er als „junger Mann“ wieder ins Bethamidrasch ein und sieht mit Verachtung auf seinen früheren Genossen, den Bachur, herab. Denn im Ghetto beginnt der wahre Mensch erst mit dem Verheirateten. Bis dahin ist er unvollkommen, ein halber Mensch.

Eine dritte Klasse bilden die Kleinen, das sind die Werdenden, die zukünftigen Bachurim. Sie schliessen sich gewöhnlich den grösseren an und geniessen bei ihnen Unterricht, auch Schutz gegen die Willkür der Erwachsenen.

Ich schloss mich einem Bachur namens Chajim an. Er war ein scharfer Kopf, ein Rabulist. Es gehörte zu seiner Spezialität, an jeder beliebigen Talmudstelle so lange zu deuteln und zu drehen, bis er einen ganz entgegengesetzten Sinn herausbekam. Das war seine gewöhnliche Beschäftigung. Er konnte aber auch Kunst-

stücke machen. Er raffte eine Hand voll Talmudstellen, die mit einander nichts zu tun hatten, zusammen und verband sie mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit zu einer organischen Einheit. Bei diesen Demonstrationen pflegte er die Zeigefinger derartig schnell um einander zu drehen, dass einem dabei schwindlig werden konnte.

Ich fand anfangs Gefallen an dieser Lernmethode und brachte es auch bald hierin zu einer grossen Virtuosität. Für die Dauer wurde ich aber dieser Spielerei überdrüssig. Ich sehnte mich nach jener klaren und einfachen Lehrmethode zurück, die ich beim Vater so sehr lieben und bewundern gelernt hatte. Da ich keinen passenden Lehrer mehr fand, machte ich mich selbstständig und lernte allein. Mein Verkehr im Bethamidrasch war sehr beschränkt. Für die Bachurim war ich nicht gross genug, für die Kleinen war ich zu ernst und gelehrt. So zog ich mich ganz in meine Studien zurück, denen ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleissig oblag.

* * *

Eine merkwürdige Erscheinung im Bethamidrasch war Osman Pascha. Er war ein Bachur im Alter von 16 Jahren, von ungewöhnlicher Kraft und wilder Rauflust. Wenn er schlecht gelaunt war, ohrfeigte er jeden, der ihm gerade in den Weg kam. Fragte der Misshandelte nach dem Grunde, so erhielt er noch eine Tracht Prügel als Draufgabe mit der Antwort: „Frag' nicht, Lump, die Welt ist vogelfrei“.

Ob dieser Schlagfertigkeit erhielt er den Namen jenes grossen Strategen bei Plewna, von dessen Heldentaten der Ruf bis in unser Bethamidrasch gedrungen war.

Osman führte noch einen zweiten Namen: Epikores, dessen Ursprung uns weniger klar war. Keiner von uns wusste, was es mit Epikur für eine Bewandtnis hatte, oder ob ein Mann jenes Namens je existiert hatte. Aber für den Bachur kommt es weniger auf die Etymologie eines Wortes als auf den Sinn an. Und was man unter einem Epikores zu verstehen hatte, das wusste ein jedes Kind im Bethamidrasch. Ein Epikores war ein Mensch, der ketzerische Bücher las und schlankweg die Behauptung aufzustellen vermochte, dass die Welt in der Luft stünde; ein Mensch, der unter Umständen fähig war, sich jeden Tag zu seifen, zu kämmen, Theater zu besuchen, mit Damen zu tanzen und am Ende gar nach dem Auslande zu gehen, um dort ein Doktor, ein Abtrünniger zu werden.

Was die Pflege des äusseren Menschen betraf, so konnten selbst seine ärgsten Feinde Osman, dessen Kleidung und Gesicht von Schmutz starrte, zwar nichts Nachteiliges nachsagen. Aber er stand im Verdacht, heimlich ketzerische Bücher zu lesen. Das genügte, ihn als Epikores in Acht und Bann zu tun und, da seine Nähe ohnehin unangenehm werden konnte, ihm wie einem wilden Tiere aus dem Wege zu gehen.

Eine sonderbare Veranlassung war es, die mich mit diesem verrufenen und gemiedenen Menschen zusammenführte und später durch eine unzertrennliche Freundschaft verknüpfte.

Ueber meinen Talmudfolianten gebeugt, sass ich

und mühte mich ab, einer schwierigen Stelle auf den Grund zu kommen. Da trat Osman an mich heran und verlangte von mir eine Zigarette. Diese Art Tributrecht glaubte Osman einem jeden Kleinen gegenüber geltend machen zu dürfen. Ich aber, der mit den Verhältnissen des Bethamidrasch noch wenig vertraut war und daher auch die gefürchtete Macht Osmans noch garnicht kannte, hielt es unter meiner Würde, diesem wild aussehenden, langen Bengel auf seine unverschämte Forderung zu antworten, und begnügte mich damit, ihm einen verachtenden Blick zuzuwerfen, der ungefähr sagen wollte: „Ich bin das Wunderkind, das in einem Fingernagel mehr Wissen hat als Du in deinem Kopfe, also Respekt!“ Aber Osman hatte gar keinen Respekt vor mir, sondern erwiderte meinen herausfordernden Blick mit seiner derben Faust, die mich umsomehr schmerzte, als ich gar keinen Grund für die empfangenen Schläge finden konnte. Erbittert ob dieser Ungerechtigkeit, drohte ich mit meinem Vetter, der stark wäre, noch stärker als Osman, und der mich schon rächen würde. Damit hatte ich meine Lage noch verschlimmert. Osman, der auf seinen Ruf als Stärkster eifersüchtig war, prügelte mich fortan jeden Tag durch, bloss damit ich den versprochenen Vetter endlich mitbringen sollte, mit dem Osman sich in einem Zweikampfe messen wollte.

Dieser Wunsch ging bald in Erfüllung. Auf dem Bethamidraschhofe fand dieser Kampf statt; mein Vetter hatte einen Ziegel in der Hand, Osman einen Stein. Mit diesen Waffen bearbeiteten sie sich, bis ihnen die Gewänder in Fetzen vom Leibe hingen und

ihre Gesichter von Blut überströmt waren. Als sie endlich kampfunfähig waren, da schüttelten sie sich die Hände und schieden mit der Versicherung gegenseitiger Hochachtung von einander.

Fortan verehrte Osman in mir den Vetter eines ebenbürtigen Gegners, der ihm auf ganz ehrlichem Wege ein paar Löcher in den Kopf geschlagen hatte.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen Osman und mir ein sehr intimes, aber auch merkwürdiges Verhältnis. Dieser wilde, trotzige Bursche, dem sich bis jetzt niemand ohne Schaden hatte nahen dürfen, liess sich von mir wie ein Kind leiten. Ich aber versuchte meinen Einfluss auf diesen guten, aber gottverdammten Kerl dazu zu benutzen, um sein Seelenheil zu retten oder, was für mich gleichbedeutend war, ihn von seiner gottlosen Lektüre abzubringen.

So gefügig sich Osman auch mir gegenüber zeigte, gerade in diesem Punkte liess er sich nichts von mir sagen. Ich sollte doch zuerst die Bücher kennen lernen, ehe ich sie verdammen wollte, war seine stete Antwort auf meine Strafpredigten. Ich war anfangs entsetzt ob der Zumutung, dass ich, das fromme, gute „Jüngel", mir die Augen mit dem Lesen von ketzerischen Büchern verderben sollte. Aber nach und nach wollte es mir scheinen, als wäre die Sache garnicht so gefährlich, mindestens für mich, dessen felsenfeste religiöse Ueberzeugung unmöglich von solchen Dummheiten, die schliesslich den Inhalt dieser Bücher ausmachen mussten, erschüttert werden könnte. Den nur noch schwachen Widerstand warf endlich die Neugierde über den Haufen.

Rinaldo Rinaldini hiess das erste Buch dieser Gattung, das ich in die Hand bekam. Es war im jüdischen Jargon geschrieben und hatte einen jener Aufklärungsapostel zum Uebersetzer, die in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem russischen und polnischen Ghetto wie Pilze hervorgeschossen waren. Sie begannen in der Regel ihre Tätigkeit mit der Flucht nach irgend einer zivilisierten Stadt Russlands oder gar nach dem Auslande. Dort machten sie sich mit der Landessprache bekannt und warfen sich mit einem fanatischen Eifer darauf, alles ihnen Merkwürdige in ihr heimatliches Idiom zu übersetzen. Diese Evangelien moderner Kultur liessen sie auf heimlichen Wegen ihren „im Finstern schmachtenden" Bethamidraschkollegen daheim zukommen. Die Bachurim verzehrten mit Heisshunger diese von ihrer fanatischen Umgebung verpönten, fremdartigen und konfusen Erzeugnisse, begannen zu schwärmen, zu träumen, zu fantasieren und erzeugten noch wirrere Bücher. So entstand jene riesige jüdischjargonische und neuhebräische Literatur, ein Chaos von allen möglichen Uebersetzungen aus den verschiedenartigsten Sprachen und Literaturgebieten. Neben Räubergeschichten der blutigsten Sorte liefen die „Geschichten" von einem „Socher (Kaufmann) von Venedig" und „Meriem stiert" (Maria Stuart) einher. Zu diesem Heere von Uebersetzern gesellten sich originelle Dichter, oder solche, die es sein wollten. Sie schrieben Dramen für die im Aufblühen begriffenen jüdischen Theater, zum grössten Teil Possen, Schwänke und Operetten mit und ohne Witz, geschmackvoll und geschmacklos. Der Stoff

war stets derselbe: Verspottung der orthodoxen Richtung.

Einen weit grösseren Spielraum nahm in der jargonischen und hebräischen Originalliteratur der Roman ein. Dieser behandelt mit Vorliebe die Leiden und Freuden eines Bachurs, der sich „von der Finsternis zum Lichte“ emporzuringen sucht. In der Regel geht er aus einem mühseligen Kampfe als Doktor hervor und bekommt auch schliesslich seine Rosa oder Rahel, die gewöhnlich eine Baronesse ist oder jedenfalls in einem Palais wohnt.

Der Eindruck, den ich von jener Räubergeschichte gewann, entsprach vollkommen meiner Vermutung, dass am Ende hinter diesen sogenannten gefährlichen Geschichten nichts als Dummheiten steckten. Zwar vermochte mich das Bild eines Rinaldo, der auf dem Heuwagen als verkleideter Bauer sitzt und seinen Verfolgern allerlei Schabernack spielt, einigermassen zu fesseln. Schliesslich aber waren es für mich recht harmlose Dinge, die allenfalls dazu gut schienen, Kinder einzuschläfern. Keinen stärkeren Eindruck machten die Indianergeschichten, für die Osman merkwürdigerweise so sehr schwärmte. Für mich war es völlig gleichgültig, ob der rote Aldermann den weissen oder der weisse den roten skalpierte. Beide waren mir Hekuba. Was gingen mich die Menschen an, die nicht im Bethamidrasch sassen und Talmud studierten, die sich in dieser „närrischen Welt“ so einrichteten, als wenn sie nicht ein Vorhof für das zukünftige, einzig wahrhafte Leben wäre? Ja, waren denn das überhaupt Menschen?

In dem triumphierenden, eitlen Gefühle, so ganz ohne Schaden diesen Weg betreten zu haben, wagte ich mich immer weiter.

Ein Roman war das Buch, das mich zum ersten Male nach all diesen gleichgiltigen Geschichten mit unwiderstehlicher Gewalt anzog. Diesmal war nicht bloss die Sprache, sondern auch der Inhalt ins Jüdische übersetzt. Das packte mich. Die Menschen, denen ich hier begegnete, waren Fleisch von meinem Fleische und Blut von meinem Blute. Ja, fast glaubte ich, mein eigenes Konterfei in dieser Geschichte abgespiegelt zu sehen. Aber in welcher Verzerrung!

Moritz hiess der Held des Romans, ein Bachur in meinem Alter. Sonst nannte man ihn Mosche; aber seitdem er sich mit der Lektüre von ketzerischen Büchern abgab, war er übergeschnappt und glaubte nunmehr, dass Moritz schöner klänge als sein ehrlicher jüdischer Name. Und es kam bald noch schlimmer. Rosa war eine junge Baronesse, schön und hochgebildet; sie sollte sogar französische Romane lesen. Moritz, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, hob seine Augen zu ihr empor, und sein Herz entbrannte von einer frevelhaften Begierde. Aber anstatt seine bösen Gedanken durch Kasteiungen und Gebete zu unterdrücken, prahlte er noch mit der heiligen Flamme seiner Liebe, wie er seine schwarze Leidenschaft nannte, und irrte ganze Nächte vor dem Fenster seiner Schönen umher, die den schiefen, stets mit gesenkten Augen scheu vor ihr vorbeirennenden Bachur nie zu beachten schien.

* * *

Ein herrlicher Juliabend. In der von silberhellen Mondstrahlen übergossenen, duftigen, stillen Gartenallee bewegt sich eine weisse, schlanke, feenhafte Gestalt. Da, sie bleibt vor einem auf dem Boden liegenden Briefchen stehen, hebt es auf, liest es, und die heitere Ruhe auf ihrer feingewölbten Stirn weicht einer immer steigenden Aufregung. Wie, dieser weiberscheue Bachur ein Romanleser, ein Verliebter — und am Ende gar in sie? Jawohl, in sie! Er schreibt es ja so klar und deutlich, er, der Bachur, schreibt an sie, die Baronesse, dass er sie liebe! Darf er eine solche Frechheit ungestraft wagen? Frechheit? Aber das ist ja gar kein gewöhnlicher Bachur,. wenn er Romane liest; ein aufgeklärter Mensch ist er. Und wie wunderbar er zu schreiben versteht! Jedes Wort ein Feuerstrom, tief in das Herz eindringend, verwundend, entzückend, zu Liebesglut entflammend. Ihre Hände zittern. Immer glühender werden ihre Wangen. Da, aus dem Dickicht stürzt Held Moritz hervor, er hat gelauscht, und er darf nun alles hoffen, alles wagen, ja, alles. Er wirft sich ihr zu Füssen und stammelt: „Ich liebe dich, meine teure, goldene Rosa!"

Wie das doch in meinen Ohren so unaufhörlich summte und tönte: „Ich liebe dich, meine teure, goldene Rosa!" Mir war's, als vernähme mein Ohr sanfte, schmelzende, berauschende, entzückende Töne aus fremden, unsichtbaren Regionen. Ha, was sind das für Gefühle, die mein Herz mit so ungestümer Gewalt erfassen. Was bedeutet diese fremde Sprache, und wer ist dieses sonderbare Wesen, diese Rosa?

Ich kannte die Frau bisher nur als personifizierte

Sünde. Sie zu berühren, sie anzusehen, ihren Gesang zu hören, war ein Frevel, und selbst der Gedanke an sie befleckte die Seele. Schon als fünfjähriger Junge war ich nicht zu bewegen, wenn Weiber auf der Schwelle sassen, hindurchzugehen, aus Furcht, ich könnte sie berühren. Hörte ich Frauengesang, dann verstopfte ich mir die Ohren. So lange ich noch ein Kind war, ging ich an diesen Dingen harmlos vorbei. Im reiferen Alter — und ich wurde es schon mit 12 Jahren — wurde das Weib für mich eine fortwährende Quelle der Beunruhigung, der ungeheuersten Seelenqualen. Ich mochte mich noch so sehr zusammennehmen, stets fühlte ich mich durch eine unwiderstehliche Macht gezwungen, Frauen, denen ich auf der Strasse begegnete — ich hatte sonst keine Gelegenheit dazu — anzublicken. Traf mein Blick ein schönes Weib, dann fasste mich ein Rausch, ein Taumel, dass ich umzusinken drohte. Ich litt dann unter den schrecklichsten Gewissensbissen ob des Frevels, den ich da begangen hatte. Ich fastete, kasteite meinen Leib und wagte mich bald garnicht mehr auf die Strasse hinaus. „Ist dir der Verführer (Satan) auf der Strasse begegnet, dann schleppe ihn ins Bethamidrasch,“ rät der Talmud. Aber auch hier liess Satan von mir nicht ab. Selbst aus den Talmudfolianten kicherte er mir entgegen, reizte, lockte und verwirrte er meine Sinne.

In der tiefsten Seelennot flüchtete ich mich zu den Moralbüchern und suchte bei ihnen Rat und Rettung.

Ich fand da zunächst eine genaue Schilderung

der Hölle. Da waren die verschiedenartigsten Folterkammern für die verschiedensten Verbrecher. Den grössten Raum nahm die Abteilung für die erotischen Sünder ein. Es gab besondere Folterkammern für unkeusche Blicke und Gedanken. Durch jede dieser Sünden entstanden Teufel, die dem Sünder nach dem Tode wie die Erinyen an die Fersen sich hefteten, ihn mit scheusslichem Hohngelächter in die Folterkammer hineinzerrten und bei lebendigem Leibe in siedendem Pech kochten. Dann fand ich Ratschläge, wie man sich vor solchen Sünden zu schützen vermöchte. Wenn einen der Gedanke an die Frau nicht losliess, so sollte man sich vorstellen, wie ekelerregend sie sein würde, wenn ihr die Haut abgeschunden wäre. Um sich auf der Strasse vor einem unkeuschen Blick zu schützen, sollte man sich fortwährend die Buchstaben des Gottesnamens Jehovah vergegenwärtigen.

Aber all diese Mittel halfen mir nichts. Der Gedanke an das geschundene Weib erregte meine Sinne noch mehr. Auf diesem Wege kam ich nur zu der Vorstellung von dem nackten Körper. Weiter konnte meine Phantasie nicht dringen. Auch die Vorstellung des Gottesnamens liess mich im Stich.

Nach allen diesen Seelenkämpfen war mir bei der Lektüre der Liebesszene meines Romanes zu Mute wie einem, der sein Leben lang in einem finsteren Raume zugebracht hat und nun plötzlich von der Sonne überrascht wird. Er fühlt sich instinktiv zu diesem Urquell alles Lebens hingezogen. Aber Misstrauen und Bangigkeit gegenüber dem Ungewohnten, Fremdartigen, Nie-

geahnten beunruhigen sein Gemüt, unterdrücken jede freudige Erregung.

Ich fühlte, dass diese Rosa ganz anders war als jenes sklavische, niedrige und verachtete orientalische Weib, das mir stets nur eine Quelle der Beunruhigung, der Verführung und Zerknirschung war. Dieses da war ein stolzes, majestätisches Weib, zu dem der Mann wie zu einem höheren Wesen hinaufblickt, das er kniefällig anbetet, dessen Besitz ihn zum Glücklichsten der Sterblichen macht.

Aber dieses schöne Gefühl wurde durch eine innere Stimme getrübt, verscheucht.

„Das ist Satan, der leibhafte Jezer Hora, der mit dir so spricht, der durch seine Gaukelkünste deine Sinne lockt und dich ins Verderben zu ziehen sucht".

„Die Hölle wird einst aufhören, aber die Qualen der Frevler werden nie aufhören."

Und mir graute vor jenen finsteren, einen pestartigen Geruch ausströmenden, von Teufelsfratzen wimmelnden Gängen, die zu den unzähligen Folterkammern der verschiedenen Frevelkategorien führten, aus denen gellende Hilfrufe, markerschütterndes Winseln der bei lebendigem Leibe geschmorten, in siedendem Pech, Unrat und Schwefel badenden Sünder hervordrangen.

Ich wollte nicht dort hinunterkommen. Ich wollte mich retten, so lange es noch Zeit war. Ich wollte diesen verführerischen Roman verbrennen, den Verkehr mit Osman aufgeben, durch Fasten, Beten und anhaltendes Studium des Talmuds die unbotmässigen Gedanken niederdrücken.

„Aber wer ist Satan, wer ist die Hölle? Wenn diese nur Erfindungen des Talmuds wären, um die Freude am Leben zu vergällen?“

„Ist es schon soweit mit dir gekommen, dass du auch an der göttlichen Wahrheit des Talmud zu zweifeln wagst? „Die Israeliten sind seiner Zeit von Gott abgefallen, nur weil sie sich von den lästigen Einschränkungen im geschlechtlichen Verkehr befreien wollten.““

Ich fühlte mich durch die Wahrheit dieses talmudischen Spruchs auf das Tiefste getroffen. Niemals hätte die nüchterne Spekulation meinen Glauben an den Talmud zu erschüttern vermocht, wenn nicht das durch eine vernunft- und naturwidrige Erziehung empörte erotische Gefühl dazugekommen wäre.

Je länger ich über diesen Gegenstand nachdachte, desto klarer wurde es mir, dass Moritz Recht hatte.

Eine endgültige Entscheidung führte endlich die Wahrnehmung herbei, dass es auch ausserhalb des Ghettos Menschen gab, die vom Talmud nichts wussten und doch sehr Grosses geleistet natten. —

Aus den Briefen, die Moritz aus Berlin, wohin er des Studiums wegen geschickt worden war, an seine Rosa schrieb, erfuhr ich von einem Kommentar, den ein Goj, namens Schiller, zu den ersten Kapiteln des Pentateuches geschrieben hatte, und der mir einen unsäglichen Respekt einflösste. Er behandelte die Erzählung von Kain und Abel.

Abel hatte, um seine Nahrung stets zur Hand zu haben, eine Anzahl zahmer, milchspendender Tiere um sich gesammelt. Er liess sie auf üppigen Wiesen und

Triften weiden. Wenn die Weide abgegrast war, zog er mit ihnen weiter. So lebte er sorgenlos, beschaulich und ruhig dahin, ein glücklicher Mensch, ein Liebling der Götter.

Wie ganz anders war das Leben seines Bruders, des Ackermanns Kain, geartet. Ohne Geräte und mit geringer Erfahrung hatte er im Schweisse seines Angesichts den Boden zu pflügen, zu ackern und die Saat zu bestellen. War er mit dieser schweren Arbeit fertig, dann kam erst die Angst und die Sorge um den Erfolg. Gewitter, Kälte und Dürre konnten ihn in um seiner Hände Mühe bringen. Dann musste er trotz Hitze und Kälte an der Scholle bleiben und stets darauf gefasst sein, gegen die wilden Tiere, die seine Saat überfielen, auf Tod und Leben zu kämpfen.

Wenn er sein Los mit dem seines Bruders verglich, musste in ihm der Glaube entstehen, dass jener von den Göttern begünstigt, er aber zu einem mühseligen Dasein verurteilt sei. Der Neid erzeugte Hass. Und er sollte bald Gelegenheit finden, ihn in die Tat umzusetzen.

Auf der Suche nach neuer Weide kam Abel an die Saat seines Bruders. Da er den Begriff von Mein und Dein noch nicht kannte, trug er kein Bedenken, seine Herde in die üppige Saat zu treiben. So geschah es, dass Kain sich auf seinen Bruder stürzte und ihn erschlug, wie er es mit manchem wilden Tiere bei ähnlicher Gelegenheit getan hatte.

* * *

Ich hatte in der talmudischen Literatur so manche schöne und kluge Auslegung biblischer Stellen kennen gelernt. Doch kam mir das, was ich da von Schiller gelesen hatte, wie eine Offenbarung vor. Ich war geblendet durch die Schärfe des Gedankens und die Klarheit und Anmut der Darstellung. Trotz der ausdrücklichen Versicherung Moritz', wollte ich anfangs nicht daran glauben, dass dieser Schiller ein Goj war. Ich hielt es vielmehr für sicher, dass er auch so ein Bachur wie Moritz sei, der nach dem Auslande gegangen war und sich dort einen fremden Namen beigelegt hatte. Wie sollte sonst ein Goj so Grossartiges zu stande bringen? Aber aus den folgenden Berichten, die Moritz von diesem Schiller erstattete, ersah ich schliesslich, dass er doch kein Jude war. Ich erfuhr nämlich, dass er auch ein Theaterstück geschrieben hatte, worin ein Prinz, namens Don Carlos, seine eigene Mutter liebte. Auf einen solchen schmutzigen, abscheulichen Gedanken hätte ein Jude niemals kommen können. So etwas konnten nur Menschen aushecken, die zwar auch mit Verstand begabt waren, aber nicht eine heilige, göttliche, sondern eine gemeine, tierische Seele hatten. Dieser abscheuliche Zug, den ich da bei Schiller entdeckt zu haben glaubte, tat meinem beinahe geknickten jüdischen Nationalstolze wohl. Ich konnte nach wie vor in meinem täglichen Gebete mit Ueberzeugung sagen: „Gelobt seist du, o Herr, dass du mich nicht zum Goj gemacht hast.“

Aber in dem weiteren Verlaufe des Theaterstückes gewann die frühere Bewunderung für Schiller

in mir die Oberhand. Hatte mich Don Carlos durch sein unsinniges Geschwätz und tierisches Verlangen abgestossen, angewidert, so zog mich um so mächtiger sein Freund, der Marquis Posa, an. Dieser edle, kluge Jüngling bestrickte meine Sinne durch die Anmut seiner Reden, sein gewinnendes Wesen und hochherziges Handeln. Mit einer mir damals noch unerklärlichen Spannung und Entzückung las ich, wie er vor den König hintrat und rief: „O Melech (König), gib die Machschowes (Gedanken) frei!"

Weit mehr als Schiller interessierte mich die Geschichte eines wirklichen Bachurs, namens Baruch Spinoza. Er hatte wie Moritz ketzerische Bücher gelesen, ohne dass seine Bethamidraschkollegen etwas davon wussten. Es wurde erst ruchbar, als man ihn dabei ertappte, wie er sich am Sabbat die Stiefel putzte. Vor das Rabbinatskollegium wegen dieses Frevels geschleppt, erklärte er unumwunden, dass die Sabbatruhe nur für diejenigen da sei, die die Woche über körperlich arbeiteten; für Leute seinesgleichen aber, die sich nur geistig beschäftigten, wäre ein bischen Stiefelputzen am Sonnabend eine Erholung. Ob dieser ketzerischen Ansicht wurde er in den Bann getan und aus der Stadt gejagt. Darauthin schrieb Spinoza ein Buch, worin er behauptete, dass Gott die Natur sei.

Ich hatte mir bisher Gott als einen ehrwürdigen Greis mit lang herabwallendem Barte, im siebenten Himmel auf einem feurigen Throne sitzend, gedacht. Diese Vorstellung wurde durch die Einleitung, die Moritz der Erklärung des spinozistischen Systems vorausschickte, umgeworfen.

Jeder Körper, erklärte Moritz, ist im Raume beschränkt, kann also andere neben sich haben, mit ihnen zusammenstossen und durch sie vernichtet werden. Gott, der unendlich, allmächtig und ewig existierend ist, kann demnach kein Körper sein.

Aehnliches war mir ja aus dem täglichen Gebete bekannt, wo es heisst, dass Gott weder Körper noch Gestalt habe und selbst durch den Gedanken nicht zu fassen sei. Aber das waren für mich nur leere Worte gewesen, mit denen ich nichts anzufangen wusste, über die ich auch nicht weiter nachdachte. Wie sollte ich zu einem Gott beten, den ich mir garnicht vorstellen konnte?

Aber der strenglogischen Auseinandersetzung gegenüber, die ich jetzt las, gab es kein Entweichen mehr. Ich sah klar und deutlich ein, dass der Glaube an einen körperlichen Gott unhaltbar sei. Es blieb mir nur Gott als geistiges Wesen übrig. Aber in meiner Art, die Gedanken bis auf die letzte Konsequenz zu verfolgen, kam ich bald dahinter, dass dieses geistige Wesen nur ein leeres Wortspiel sei. Wenn ich etwas als vorhanden annahm, so musste ich mir dieses Etwas in einem bestimmten Raume existierend und mit gewissen Eigenschaften ausgestattet denken. Sonst war es eben für mich kein Etwas, sondern ein Nichts. Ich fand auch diesen Gedanken in der Erfahrung bestätigt. Ich versuchte nämlich ein rein geistiges, raum- und eigenschaftsloses Wesen in den Gedanken festzuhalten. Das gelang mir schliesslich auch. Aber bei einer näheren Untersuchung ertappte ich mich dabei, wie ich diesem abstrakten Begriffe doch mate-

rielle Momente beigemengt hatte. Schaltete ich diese Momente aus, dann löste sich das Ganze in ein Nichts auf.

Diese Gedanken beunruhigten mich zwar sehr, aber ich gab noch immer nicht die Hoffnung auf, dass es mir doch gelingen würde, den mir unentbehrlichen Gottesglauben zu retten. Ich tröstete mich damit, dass ich mich bisher nur mit der negativen Seite der Gottesspekulation befasst hatte. Ich war mir bis jetzt darüber klar geworden, wie man sich Gott nicht denken konnte, und es war nicht ausgeschlossen, dass ich durch ein reiferes Nachdenken zu einem positiven Resultate gelangen würde.

Dazu führte mich auch endlich das spinozistische System, das Moritz in meinem Romane folgendermassen auseinandersetzte.

Es gibt Dinge, die man mit den Sinnen wahrnehmen kann, und andere, die man bloss in den Gedanken sich vorstellen kann. Alle diese Dinge zusammen machen die Natur aus. In den sinnlich wahrnehmbaren Dingen fallen uns gewisse Merkmale auf, wie z. B. die Grösse, Schwere und Farbe. Alle diese Merkmale sind veränderlich, können von verschiedenen Menschen verschieden wahrgenommen werden. Man kann sie auch ganz wegdenken, ohne dass der Begriff des Dinges dadurch aufgehoben wird. Das einzige aber, was man sich bei ihnen nicht wegdenken kann, ist die Ausdehnung, das Vorhandensein im Raume. Das wesentlichste, notwendigste Merkmal der sinnlich wahrnehmbaren Dinge ist also die Ausdehnung.

Auch in den begrifflich erfassbaren Dingen, wie

z. B. Gesundheit, Tapferkeit, Klugheit, fallen uns verschiedene Merkmale auf, die wir uns gut wegdenken können, ohne das der Begriff hierdurch eine Einbusse erleidet. Das einzig wesentliche in diesen Begriffen aber ist, dass sie überhaupt gedacht werden.

Wir haben also in der Natur zwei wesentliche Merkmale: Denken und Ausdehnung.

Da Gott das vollkommenste Wesen ist, so muss er doch mindestens so viel Realität besitzen als die Natur. Es müssen ihm also die beiden wesentlichen Eigenschaften der Natur zugesprochen werden, die in Bezug auf ihn Attribute heissen. Aus dem Begriff der göttlichen Vollkommenheit geht freilich hervor, dass er noch unzählige andere Attribute besitzen muss, die wir aber unserer Beschaffenheit nach niemals wahrnehmen oder denken können. Für uns Menschen also fällt Gott mit der Natur zusammen.

Dieses System gefiel mir und machte mir auch viel Freude. Solche Gedanken konnten nur dem Kopfe eines Bachurs entspringen. Alles war echt talmudisch: die Art der Beweisführung und die Energie der Schlussfolgerung. Und es schmeichelte meinem Nationalstolze, dass dieser Bachur, wie Moritz versicherte, von der christlichen Welt als eine Grösse allerersten Ranges anerkannt wurde. Ich war auch glücklich, nach allem Ringen und Verzweifeln endlich einen positiven Gott gefunden zu haben, der meinem Verstande vollkommen zusagte. Aber dieses Glück war nicht von langer Dauer.

Schon am nächsten Morgen, als ich das tägliche Gebet verrichten wollte, fiel mir ein, dass es doch

unsinnig sei, ein Wesen anzubeten, das überall und nirgends zu finden ist. Wenn Gott die Natur ist, so ist auch der Stein, die Pflanze, der Mensch ein Teil Gottes. Alle diese Dinge konnte ich hochschätzen, bewundern; ich konnte versuchen, sie kennen zu lernen, ihre innere Gesetzmässigkeit zu erfassen: ihnen aber meine Wünsche mitzuteilen, sie um Hilfe anzuflehen, erschien mir doch absurd.

Erst jetzt merkte ich, dass ich meinen Gott verloren hatte. Die Erkenntnis dieser Tatsache wirkte auf mich erschütternd. Mir war's, als wäre mein Seelenleben vernichtet.

Der moderne Mensch, der in der Gegenwart lebt und geniesst, in der Erfüllung seiner Pflichten sich selbst oder der Gesellschaft gegenüber Befriedigung findet, mag zur Not auch ohne Gott auskommen. Der Ghettomensch aber, dessen Gegenwart öde und trostlos ist, dessen Tun und Denken stets nur auf die von Gott verheissene Zukunft gerichtet ist, dessen ganze Existenz auf dem Glauben an Gott beruht: der muss ohne diesen Glauben wie die Pflanze, der das Licht entzogen wird, verdorren, vergehen.

Zu der Seelennot gesellte sich noch die Angst, ich könnte doch geirrt haben, und es gäbe am Ende doch einen Gott, der die Sünden bestraft. Dann war ich ja rettungslos verloren. Für Gottesleugnung gab es kein Erbarmen, keine Sühnung. Ihr folgte ewige Verdammnis.

Das schlimmste war, dass ich niemand hatte, dem ich mein Leid hätte klagen können. Osman, der einzige, mit dem ich hierüber sprechen durfte, verstand mich ein-

fach nicht. Er war zwar in der Religionsverachtung ziemlich weit fortgeschritten. Er konnte in seiner wilden Art, wenn es niemand sah, das erste beste talmudische oder biblische Buch in Fetzen zerreissen, bloss um hierdurch seinen freireligiösen Standpunkt zu dokumentieren. Aber an Gott wagte er sich nicht heran. In diesem Punkte hatte er seinen kindlichen, naiven Glauben rein bewahrt. Und er konnte es auch gar nicht begreifen, wie ich diese Grenze hatte überschreiten können. Er hatte ja die Geschichte von Moritz ebenfalls gelesen, aber die theologischen Spekulationen hatten auf ihn keinen Eindruck gemacht. Er wollte oder konnte über dererlei Dinge garnicht nachdenken.

Er gab sich die grösste Mühe, mir durch allerlei schnurrige Bemerkungen das „Meschuggas", wie er meine Grübeleien nannte, auszureden. Aber sein urwüchsiger Humor, der mir sonst viel Freude bereitet hatte, reizte und verstimmte mich jetzt nur noch mehr. Ich mied seine Gesellschaft, wie ich überhaupt das Interesse für alles, was mir bisher teuer und lieb war, verloren hatte. Ich konnte jetzt stundenlang stumm und apathisch dasitzen, in dumpfes Brüten über mein Problem versunken.

Osman, wegen meines verstörten Wesens beunruhigt, suchte, da er mir selbst nicht helfen konnte, auf irgend eine andere Weise diesem Zustand ein Ende zu machen. So drang er in mich, doch einmal zu Jossele zu gehen und mich ihm anzuvertrauen. Er würde mich schon auf andere Gedanken bringen.

Jossele, ein Mann in den dreissiger Jahren, war

der verrufenste Mensch im Ghetto. Man wusste, dass er eine ganze Bibliothek von ketzerischen Büchern besass, und man wollte sogar gesehen haben, dass er am Sonnabend geraucht hatte. Auch Schweinefleisch sollte er einmal gegessen haben, und das sogar noch an einem Versöhnungstage. Dass er trotz dieser schweren Beschuldigung im Ghetto unbehelligt herumlaufen durfte, hatte er in erster Linie einem Freunde zu verdanken, der russisch schreiben und sprechen konnte, auch in Prozesssachen Bescheid wusste und daher im Ghetto, wo fast niemand russisch verstand, eine Grösse, eine gefürchtete Macht war. Schlägereien und Körperverletzungen gehörten im Ghetto zu den täglichen Erscheinungen. Die Gerichte aber kamen selten in die Lage, sich damit zu befassen, da man im Ghetto eine unüberwindliche Scheu vor den Gerichten hatte und sich auch mit ihnen weder schriftlich noch mündlich verständigen konnte. War die Misshandlung zu arg, so dass ein Schutzmann auf sie aufmerksam wurde, dann genügte ein kleines Trinkgeld, um sie zu vertuschen. Kam aber das Gericht einmal hinter diese Heldentaten, dann ging es den Attentätern schlecht.

Jossele war übrigens auch nicht der Mann, an den man sich ohne weiteres hätte heranwagen können. Von kleiner, gedrungener Gestalt, vermochte er, wenn er tätlich angegriffen wurde, eine Körperkraft und Wildheit zu entwickeln, die den Angreifern gefährlich werden konnte.

Er pflegte sich auch häufig den Spass zu machen, ins Bethamidrasch zu kommen, an den ersten besten

Bachur heranzutreten, ihn in die Backe zu kneifen und zu fragen, was er denn eigentlich gelernt habe. Der Gefragte starrte diesen gottverdammten Menschen entsetzt an. Aber Jossele hatte etwas in seinem Blicke, dem man nicht so leicht widerstehen konnte. Unwillkürlich musste der Bachur antworten. Jossele, der ein guter Talmudkenner war, verwickelte sein Opfer in Kreuz- und Querfragen, dass jener nicht mehr ein noch aus wusste. Dann gab ihm Jossele einen sanften Backenstreich und sagte verächtlich: „Du bist doch ein Idiot".

Wenn er dann fortgegangen war, ballten die Bachurim die Fäuste nach ihm und schimpften und fluchten wie besessen. Sie nahmen sich stets vor, ihn, wenn er nochmals wagen sollte, ins Bethamidrasch zu kommen, einfach tot zu schlagen.

Osman hatte mir schon oft geraten, Jossele zu besuchen. Aber ich hatte stets diese Zumutung mit Entrüstung zurückgewiesen. Ich konnte mich mit dem Gedanken garnicht vertraut machen, mich mit diesem Inbegriff alles Bösen einzulassen. Ich war schon darüber untröstlich, als mir Osman erzählte, dass er bei jenem verkehrte und von ihm die Bücher, die er mir lieh, erhielt. Aber schliesslich sah ich doch das Unsinnige meines Vorurteils gegen Jossele ein. Ich war ja am Ende garnicht besser als er, jedenfalls konnte er für mein Seelenheil nicht mehr schädlich werden. So entschloss ich mich endlich, ihn zu besuchen.

Als ich eintrat, war er gerade mit Zigarettenstopfen beschäftigt. Das war sein Beruf. Ich erzählte

ihm meinen Fall, schilderte ihm mit bewegten Worten, wie schwer ich unter den Zweifeln und Gewissensbissen litt. Er hörte mich aufmerksam an. Als ich zu Ende war, nahm er ein Laib Brod, brach es entzwei, ass von dem einen Stücke und reichte mir das andere.

„Iss!“

Ich musste einen jämmerlichen Eindruck auf ihn gemacht haben. Das war auch bei meiner Lebensweise nicht zu verwundern. In der letzten Zeit hatte mir die Mutter, da sie tagüber dem Erwerbe nachgehen musste, fünf Kopeken pro Tag gegeben, damit ich mich selbst verpflegen sollte. Ich kaufte mir für die Hälfte des Geldes eine Wasserrübe, das übrige legte ich in Zigarettentabak an. Zu dieser Lebensweise kamen nun noch die Aufregungen der letzten Tage und die schlaflosen Nächte, die mir die Angst verursacht hatte.

Aber ich dachte jetzt an alles eher, als an meine leibliche Nahrung, und sah das Anerbieten Josseles, so gut er es auch gemeint haben mochte, als eine Profanierung meiner Gefühle an. Ich lehnte beleidigt ab. Jossele nahm weiter keine Notiz von meiner Ablehnung und fragte, ohne von seinen Zigaretten aufzublicken, womit er mir denn helfen könne. Ich erwiderte, dass ich mir darüber Klarheit verschaffen möchte, ob es einen Gott gebe oder nicht.

„Aber du hast ja deinen spinozistischen Gott.“

„Diesen Gott kann ich nicht brauchen!“ rief ich erregt. „Ich muss einen persönlichen, lebendigen Gott

haben, der die guten Taten belohnt und die Sünden bestraft, sonst —"

„Nun sonst —"

„Sonst hat das Leben keinen Sinn für mich", schloss ich resigniert.

Jossele schüttelte betrübt den Kopf. „Das ist eine böse Sache", meinte er. „Den Gott, den du suchst, kann dir der Verstand niemals geben; an ihn muss man glauben."

„Aber ich habe ja den Glauben verloren", rief ich.

„Das ist ja eben das Schlimme an der Sache."

Jossele hatte die Zigarettenmaschine aus der Hand gelegt und ging nachdenkend auf und ab. Endlich blieb er vor mir stehen und blickte mich entschlossen an. „Lassen wir Gott bei Seite und sprechen wir einmal von dir. Wie alt bist du denn?"

„Fünfzehn Jahre."

„Hast du schon einmal über deine Zukunft nachgedacht?"

Ich fand diese Frage sonderbar. Ueber die Zukunft eines Bachurs war nicht viel nachzudenken. Man heiratet, wird Familienvater, widmet sich irgend einem Geschäfte, oder man wird Melammed (Lehrer), oder man lässt die Frau arbeiten und gibt sich ganz den talmudischen und sonstigen Spekulationen hin. Inzwischen stirbt man und die Zukunftsfrage ist wenigstens für diese Welt erledigt.

„Ich meine", nahm Jossele wieder das Wort, „nachdem du den Glauben an Gott verloren hast, kannst du doch nicht weiter dasitzen und den Talmud studieren und auf eine jenseitige Belohnung warten."

„Aber das ist es ja eben, was mich so sehr schmerzt, mich zur Verzweiflung treibt, und weshalb ich hierher gekommen bin. Ich muss einen Ausweg finden. Ich muss den Glauben wieder erlangen."

„Hör einmal, lieber Freund," sagte Josséle gedehnt, „hast du schon einmal eine vergiftete Maus gesehen?"

Ich erinnerte mich mit Entsetzen an den schrecklichen Anblick, wie so ein armes Tier in wilden Sätzen durch das Zimmer gesprungen, alle Scheu und Furcht vor den Menschen vergessend, bis es endlich zusammengebrochen und tot liegen geblieben war.

Ich fand diesen Vergleich grausam. Jossele, der meinen Widerwillen merkte, suchte mich zu beschwichtigen.

„So schlimm war das nicht gemeint. Es kommt eben darauf an, ob du genug Energie und Lebensklugheit besitzest. Dann kann das Gift dir zum Segen gereichen."

Ich sah ihn fragend an.

„Da du dich einmal an mich um Rat gewandt hast, will ich dir meine Meinung offen und ehrlich sagen. Du gehörst zu den Menschen, die entweder etwas Grosses werden oder elend zu Grunde gehen müssen. Letzteres ist zweifellos zu erwarten, wenn du in dem jetzigen Zustande verbleibst. Ob du auf dem Wege, zu dem ich Dir raten möchte, zu Grossem gelangen wirst, hängt eben, wie gesagt, davon ab, ob du genügend Energie und Lebensklugheit besitzest."

„Aber was soll ich denn tun?" fragte ich ungeduldig.

„Was dein Moritz getan hat, nach Deutschland gehen und studieren."

Ich war enttäuscht. Ueber diesen Punkt hatte ich ja schon oft nachgedacht. Aber stets war es mir ganz selbstverständlich erschienen, dass man, um nach Deutschland zu gehen und zu studieren, sich erst verlieben, eine Baronesse haben müsse, die einen dort hinschickte, so aber —. Dann hielt ich diesen Schritt mit Rücksicht auf meine Mutter für unmöglich. Wenn sie eines Morgens aufstand und erfuhr, dass ich nach Deutschland gegangen wäre, um dort ein Studierter, ein Meschummed zu werden, dann hätte sie es nicht überleben können. Durfte ich mein Glück durch einen Mord erkaufen? Durch einen Mord an einem Wesen, das mir so unendlich teuer war.

„Nein, das tue ich nicht", rief ich entschlossen.

„Aber warum denn nicht?"

„Weil ich nicht will! weil ich nicht kann!" schrie ich, als gälte es, mich einem Zwange zu entziehen.

Jossele lachte bitter auf. Das war die alte Gesichte. Auch er hatte einst nicht gewollt, nicht gekonnt, so lange es noch Zeit war. Dann war er in das Joch der Ehe geraten. Und nun hatte er Frau und Kinder und musste Zigaretten drehen, um mit knapper Not das trockene Brot zu verdienen, musste in einer stumpfsinnigen Umgebung leben und sich mit einer wilden Horde herumschlagen.

Er war in eine elegische Stimmung geraten, die von seinem heitern, lustigen Wesen auffallend abstach. Den Kopf zwischen die Hände gestützt, sass er da und sprach, ohne sich weiter um meine Gegenwart zu kümmern, vor sich hin. Er klagte voller Hass und Erbitterung über sein trauriges Los und erging sich

dann unvermittelt in einer schwärmerische Schilderung der deutschen Verhältnisse.

Das war ein gottgesegnetes Land, ein Paradies. Die Menschen assen hier drei- oder viermal des Tages, hatten mindestens einmal täglich ihr Fleisch, kleideten sich sauber und wohnten menschenwürdig. Jeder hatte einen bestimmten, einträglichen Beruf und brauchte nicht, wie im Ghetto, des Morgens, wenn er aufstand, sich den Kopf zu zerbrechen, wovon er am Tage leben werde. Nach vollbrachtem Tagewerke konnte er dem Vergnügen nachgehen und seinen Geist nach Belieben beschäftigen. Wenn er eine Frau hatte, konnte er mit ihr spazieren gehen und sich vernünftig unterhalten. Das waren Menschen, sie kosteten ihr Leben voll aus, brachten alle ihre Kräfte und Fähigkeiten zur Geltung und konnten ihren Geist frei und vernünftig betätigen.

Jossele stand auf, schüttelte sich, als wenn er sich von einem Traume befreien wollte, ging eine Weile im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor mir stehen. Er blickte mich mit seinen klugen, gutmütigen Augen scharf an und sprach: „Ich kann dir nur Eines sagen: Wenn du nicht die Kraft besitzest, diese elende Gesellschaft zu verlassen, dann tust du am besten, du nimmst einen Strick und hängst dich auf."

Ich kämpfte mit dem Weinen. Ich sah ja ein, dass er recht hätte, aber ich war doch nicht fähig, einen Entschluss zu fassen.

„Ich kann ja nicht", wiederholte ich abwehrend.

„Schon gut", unterbrach mich Jossele. „Sprechen wir nicht weiter davon."

Ich erhob mich, um zu gehen. Jossele begleitete mich zur Tür.

„Hoffentlich lässt du dich bald bei mir sehen. Uebrigens hast du ausser Spinoza schon einen anderen jüdischen Philosophen kennen gelernt?“

Ich verneinte. Jossele schüttelte missbilligend den Kopf.

„Das ist nicht gut. Spinoza ist zwar ein Grosser, aber er taugt nicht für den nüchternen Magen. Um ihn zu verdauen, muss man vorher eine leichtere Kost zu sich genommen haben. Nun, wir sprechen uns noch darüber. Also auf Wiedersehen.“

Jossele hatte auf mich einen überwältigenden Eindruck gemacht. Ich fand ihn ungewöhnlich klug und gut und gelehrt und war glücklich, ihn häufig besuchen zu dürfen.

Der erste jüdische Philosoph, mit dem er mich bekannt machte, war Maimonides. Das war ein merkwürdiger Mensch gewesen. Im 12. Jahrhundert als vielbeschäftigter Arzt in Kairo lebend, hatte er in den Mussestunden doch Zeit genug gefunden, ein Werk zu schreiben, worin er den fast unübersehbaren, in einem chaotischen Wirrwarr angehäuften talmudischen Stoff systematisch ordnete und in einer gefälligen, gemeinverständlichen Form darstellte. Dieser Kodex war bald von der gesamten Judenheit als das bedeutendste Werk nach dem Talmud anerkannt und verehrt worden.

Aber in diesem Manne schienen zwei Seelen gewohnt zu haben. Neben dem Kodex, der im strengorthodoxen Sinne gehalten war, hatte er ein religionsphilosophisches Werk, More Nebuchim genannt, verfasst,

worin er nachwies, dass alle biblischen Wunder auf ganz natürlichem Wege geschehen, dass ferner alle körperlichen Eigenschaften, die in der Bibel von Gott ausgesagt werden, nur allegorisch aufzufassen wären, da Gott über alle Begriffe erhaben sei. Maimonides zeigte sich überhaupt in diesem Buche als ein treuer Anhänger des Aristoteles, den er manchmal sogar höher als die Bibel stellte.

Das Buch hatte ungeheuere Entrüstung im Lager der Orthodoxie erregt. Das ganze Judentum hatte sich bald in zwei Lager gespaltet: in Gegner und Anhänger des Maimonides. Die Orthodoxie siegte endlich, tat die Werke des Maimonides in Acht und Bann und liess sie auf öffentlichen Plätzen verbrennen. Später einigte man sich dahin, dass der Kodex als ein gottgefälliges Buch anerkannt und verehrt wurde, der More Nebuchim aber als ein dem Glauben gefährdendes Buch der allgemeinen Benutzung entzogen und nur reifen, in ihrem Glauben befestigten Männern zum Studium freigegeben werden sollte. Und so war es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Josséle machte mich zuerst auf einige Stellen dieses Buches aufmerkam, die mir gewaltig imponierten. Es waren scharfsinnige, dem gesunden Menschenverstande durchaus einleuchtende Erklärungen talmudischer Sprüche.

Weniger zufrieden war ich mit den rationalistischen Auslegungen der biblischen Wunder und Anthropomorphismen. Was Maimonides darüber sagte, klang ja schön und vernünftig Wenn ich aber die Bibel zur Hand nahm und die betreffenden Stellen nachlas,

dann konnte ich nicht daran zweifeln, dass der biblische Schriftsteller durchaus nicht aristotelische Weisheiten vortragen wollte, wie Maimonides es darzustellen versuchte, sondern an alles, was er erzählte, buchstäblich geglaubt hatte, und auch von seinen Lesern diesen Glauben beanspruchte. Das ging ja schon aus den Konsequenzen hervor, die er aus seinen Erzählungeu zog. Er betonte es ja fortwährend, dass, weil Gott die erzählten Wunder vollbracht habe, das Volk an Gott glauben und ihn fürchten müsse. Hätte der biblische Schriftsteller wirklich in der doppelsinnigen, geschraubten Weise geschrieben, wie es Maimonides darstellte, dann wäre er der abgefeimteste Betrüger auf Gottes Erden gewesen.

Besonders empört war ich über folgende Stelle. Nach Aristoteles war die Welt niemals geschaffen, sondern existierte seit aller Ewigkeit. Maimonides meinte nun, dass auch die Bibel derselben Ansicht sei. Jene bekannte Stelle, die lautet: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ sei falsch wiedergegeben. Richtig übersetzt müsse es heissen: „Am Anfang gestaltete Gott Himmel und Erde.“ Der Urstoff aber sei seit aller Ewigkeit dagewesen. Dann fährt Maimonides fort: „Hätte die Bibel ausdrücklich das Gegenteil behauptet, dann würde ich die betreffende Stelle so lange deuteln, bis sie mit Aristoteles übereinstimmte.“ Deutlicher konnte er es garnicht aussprechen, dass es ihm nicht um die Ermittlung der Wahrheit, sondern um die Behauptung einer vorgefassten Meinung zu tun war.

Einen sehr ungünstigen Eindruck machte anf mich auch die Inkonsequenz dieses Mannes. Während er in den

More Nebuchim die Offenbarung leugnete, hielt er in dem Kodex an dem göttlichen Charakter der biblischen Gebote fest und sprach jedem, der an sie nicht glaubt, den Anteil ans Jenseits ab. Auch die anderen jüdischen Religionsphilosophen, die wir dann durchnahmen, machten auf mich denselben schlechten Eindruck. Ich vermisste bei ihnen jene absolute Wahrheitsliebe und den Mut, die Konsequenzen aus der einmal erkannten Wahrheit zu ziehen, die ich bei Spinoza so sehr bewundert hatte.

Ich machte Jossele gegenüber kein Hehl daraus, dass mich das Studium dieser Bücher enttäuscht hätte. Ich hatte wirklich mehr erwartet. Auch meine Bewunderung für Jossele's Weisheit nahm in dem Masse ab, als ich merkte, dass er am Ende auch nicht mehr wusste als ich. Ich machte mir anfangs über diesen Gesinnungswechsel Vorwürfe, klagte mich der Undankbarkeit und Wankelmütigkeit an. Aber schliesslich fand ich doch, dass es so kommen musste. Es lag einmal in meiner Natur, mich für alles Höhere, das in meinen Gesichtskreis kam, zu begeistern, ihm nachzustreben und nicht eher zu ruhen, bis ich es erreicht hatte. Sobald ich aber soweit war, wurde es mir gleichgültig, und ich ging darüber hinweg. In unserem Falle lag also der Fehler darin, dass Jossele den Vorsprung, den er von Anfang an vor mir hatte, nicht ausnutzte, um, während ich ihm nachstrebte, durch Erwerbung neuer Kenntnisse mir vorauszueilen. Er war aber bei den Kenntnissen, die er sich in der Jugend angeeignet hatte, stehen geblieben und zehrte von ihnen, als wenn es ein zinsbringendes Kapital wäre.

Weit besser war es in dieser Hinsicht mit Osman bestellt. Er war keine spekulative Natur und gestand mir oft, dass ihm das Nachdenken über philosophische Probleme in der Seele zuwider wäre. Aber so schwer es ihm auch fiel, hielt er doch gleichen Schritt mit mir, vertiefte sich in die Probleme, die mich beschäftigten, und brachte es mit der Zeit durch bewunderungswürdigen Fleiss ziemlich weit darin.

Die Bekanntschaft mit den jüdischen Rationalisten hatte in mein Denken eine noch grössere Beunruhigung und Verwirrung gebracht. Ich las auch die gegnerischen Schriften aus dem orthodoxen Lager, und fand da, dass der Verstand, auf den die Rationalisten sich so sehr viel einbildeten, eigentlich ein gebrechliches, unzuverlässiges Ding wäre. Was man heute für wahr erkannt, könnte man morgen falsch finden. So bestünde das ganze Leben aus lauter Irrtümern und Irrwegen. Das einzig Zuverlässige wäre die göttliche Erleuchtnng, diese aber fände man nur in der Religion.

Jossele pflegte dieses Argument mit der Bemerkung abzutun: „Gewiss, der Verstand ist nur schwaches Licht, aber immerhin ein Licht. Lischt man es aus, dann bleibt man im Finstern.“ Aber diese Antwort überzeugte mich nicht. Es war ja garnicht ausgeschlossen, dass, wenn dieses irdische Licht erlosch, das reine göttliche Licht unsere Seele erleuchtete. Mindestens behaupteten es die Orthodoxen, und ich war nicht vom Gegenteil überzeugt.

* * *

Meiner Mutter war schon seit langer Zeit mein verändertes Wesen aufgefallen. Sie drang anfangs in mich, ihr den Grund mitzuteilen. Da ich jedoch ihren Fragen hartnäckig auswich, gab sie jeden weiteren Versuch nach dieser Richtung hin auf. Aber sie schien doch den wahren Zusammenhang instinktiv erraten zu haben. Eines Morgens trat sie an mich mit der Frage heran, ob ich nicht zu meinem Onkel, dem Wunderrabbi von Szochlin, fahren möchte. Als Aufgeklärter hielt ich zwar nicht viel von diesem Heiligen. Aber die Zerstreuung konnte mir in meinem jetzigen Zustande nur gut tun. Dann durfte ich auch in Szochlin auf eine gute Verpflegung hoffen. Mein Onkel hing nämlich sehr an seinen Verwandten und nahm sie gastfreundlich auf. So überlegte ich nicht viel und trat die Reise an.



II.

Im Eisenbahncoupee kam ich mit einer Gruppe Chassidim (Anhänger des Wunderrabbi) zusammen, die demselben Ziele zustrebten. Ein Mann aus dieser Gruppe fiel mir durch seine moderneuropäische Kleidung und die mangelhafte jüdische Aussprache besonders auf. Er gehörte offenbar zu den gebildeten jüdischen Kreisen, den Deutschen, und ich konnte mir garnicht erklären, wie er unter diese Gesellschaft geraten war. Umso aufmerksamer hörte ich deshalb seiner Erzählung zu. Seine Frau war gefährlich krank gewesen und von den Aerzten bereits aufgegeben worden. Da war ihm geraten worden, sich an den Wunderrabbi von Szochlin zu wenden. Als gebildeter Mensch hatte er zwar an die Wundertaten des Rabbi nicht geglaubt. Aber was tut man nicht alles in der Verzweiflung. Er war also hingereist. Als er zum Rabbi gekommen war, nahm dieser, ohne ihn nach seinem Begehr zu fragen, die Pfeife aus dem Munde und übergab sie ihm mit dem Befehle, sofort nach Hause zu fahren und seine Frau die Pfeife rauchen zu lassen. Er tat, wie ihm befohlen wurde, und kaum dass die Frau

einige Züge aus der Pfeife getan hatte, war sie in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem sie gesund aufstand.

Er schloss seine Erzählung mit aufgeregter Stimme und leidenschaftlichen Geberden und schien unangenehm enttäuscht zu sein, als er merkte, dass seine Geschichte auf die Zuhörer fast gar keinen Eindruck gemacht hatte.

„Pah“, nahm ein alter, sehr würdig aussehender Mann das Wort, „das sind Kleinigkeiten, die gar nicht der Rede wert sind.“

„Kleinigkeiten?“ schrie der Erzähler erregt, „gibt es etwas Grösseres, als einem Menschen das Leben zu retten?“

„Ob es gibt!“, antwortete der Alte, indem er sich seine Pfeife gemütlich stopfte.

„Da bin ich doch aber neugierig.“

Der Alte erzählte eine haarsträubende Geschichte. Vor vielen Jahren war dem Wunderrabbi die Frau gestorben. Er hatte sie sehr geliebt und konnte ihren Verlust nicht verschmerzen. Nach jahrelangem, trostlosen Schmerz hatte er sich endlich zu einem kühnen Entschlusse aufgerafft. Er wollte seine Frau wieder ins Leben rufen, sie aus dem Grabe holen und mit ihr nach einer unbekannten Gegend auswandern.

Nun handelte es sich hier um einen Fall, bemerkte der Alte erläuternd, der äusserst schwierig war. Menschen kurz nach dem Tode ins Leben zurückzurufen, das war ja nichts besonderes. Das hatten die Propheten Elias und Elisa häufig vollbracht, und das fiel auch dem Wunderrabbi nicht schwer. Aber es hatte sich hier um einen Menschen gehandelt, der schon

jahrelang tot war. Die Seele hatte sich inzwischen im Jenseits akklimatisiert und der Körper war schon morsch und vermodert. Der Rabbi hatte sich auch garnicht ohne weiteres an diese schwierige Aufgabe herangetraut und wallfahrte zuerst zum Grabe seines Urgrossvaters, des grossen Wunderrabbis Fischele, um sich seiner Unterstützung zu versichern. Erst als er diese versprochen erhalten hatte, suchte er das Grab seiner Frau auf. Drei Tage und drei Nächte hatte er hier mit Beten und mit Fasten verbracht, am vierten Tage war ihm vom Himmel kundgetan worden, dass man ihn oben in den Bann tun würde, wenn er nicht sofort von seinem wahnwitzigen Vorhaben Abstand nähme. Da unternahm der Rabbi einen Schritt, der ihn leicht das Leben und das ewige Heil hätte kosten können. Durch eine kabbalistische Formel, die nur ihm bekannt war, rief er den obersten Engel Metateron zur Hilfe herbei. Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, wurde eine Stimme aus dem Grabe vernehmbar.

„Was willst du?“

Der Rabbi erkannte die Stimme seiner Frau und begann laut zu weinen.

„Ich kann ohne dich nicht leben!“ jammerte er. Ein unverständliches Murmeln wurde vernehmbar, dann wurde es still.

„Hörst du, liebe Hanna“, wiederholte der Rabbi mit Ungestüm, „ich kann ohne dich nicht leben.“

„Lass mich in Ruhe“, ertönte es aus dem Grabe streng und abweisend, „ich habe genug vom Leben!“

Sofort stand der Rabbi entschlossen auf, wandte

sich an seine Begleiter und rief ihnen zu: „Kommt, sie will nicht!“

Auf die Zuhörer schien die Erzählung einen sehr ernsten und tiefen Eindruck gemacht zu haben. Das Gespräch wurde nicht mehr fortgesetzt, die Leute sassen lange stumm und nachdenklich da. Auch mich hatte das Gehörte nachdenklich gestimmt. Einen weit tieferen Eindruck als die Geschichte des Alten hatte auf mich die vorherige Erzählung des Deutschen gemacht. Wenn er als gebildeter Mensch an die Wundertat des Rabbi glaubte und sich verpflichtet fühlte, ihm seinen Dank abzustatten, musste doch was daran sein.

Ich nahm mir vor, jedenfalls die Augen offen zu halten und die kommenden Dinge streng zu beobachten und zu prüfen.

Als ich nach Szochlin kam, wimmelte es auf den Strassen von Menschen. Es war kurz vor dem jüdischen Neujahr. Zu diesem heiligen Feste pflegten die Chassidim von Nah und Fern herbeizuströmen, um den Segen ihres Heiligen zu erhaschen. So ungefähr mochte es zu Jerusalem zur Wallfahrtszeit ausgesehen haben. Begrüssungen flogen hin und her. Man besprach die Ereignisse des letzten Jahres, debattierte über talmudische Probleme und knüpfte geschäftliche Beziehungen an. Väter heiratsfähiger Kinder suchten und fanden hier die beste Gelegenheit zum Anbahnen einer Partie.

„Scholem aleichem, Mosche!“ begrüsste ein wohlhabend und intelligent aussehender Mann einen meiner Reisegefährten.

„Ah, scholem aleichem, Itsche!" schüttelte der Begrüsste freudig überrascht die dargebotene Hand. „Wie geht's Geschäft?"

„Wie soll es gehen? Gottlob, man „stippt" sich durch. Ist das dein Jüngel?" fragte Itsche, auf einen mageren, hochaufgeschossenen Knaben weisend, der neben Mosche ging. Mosche nickte bejahend.

„Wie alt ist er?"

„Zu Gesund und zu Gut fünfzehn Jahre."

„Unberufen," musterte Itsche den Knaben mit wohlwollendem Interesse. „Wie heisst du, Bocherchen?" wandte er sich direkt an diesen.

„Herschele," erwiderte der Knabe etwas verlegen.

„Was hast du in der letzten Zeit gelernt?"

Herschele nannte mehrere Talmudtraktate. Itsche ging auf den Inhalt näher ein und verwickelte den Knaben in Kreuz- und Querfragen. Herschele schlug eine gute Klinge und war schlau und gewandt. Er tat anfangs so, als wenn er durch die Fragen verblüfft wäre, wiegte dadurch seinen Gegner in Sicherheit und verleitete ihn zu Unbedachtsamkeiten. Dann ging er plötzlich zum Angriff über und trieb ihn in die Enge, dass dieser ganz verwirrt wurde. Itsche wischte sich den Schweiss aus der Stirn. Er sah ein, dass er an den unrichtigen Mann gekommen war und suchte sich auf irgend eine passende Weise aus der Affaire zu ziehen. Er begann plötzlich in den Taschen zu suchen und sagte endlich resigniert: „Ich muss doch den Tabak vergessen haben. Spring' mal rasch hinüber ins Geschäft und bring' mir ein Päckchen Tabak."

Als der Junge sich entfernt hatte, wandte sich der Vater triumphierend zu Itsche: „Nun, was sagst du zu meinem Jüngel?“

„Psch,“ meinte jener, mit der Hand eine Bewegung gegen das Ohr machend, „ein scharfer Kopf.“

Dem Vater schien dieses Lob nicht zu genügen. „Wie heisst ein scharfer Kopf? ein Ille (Genie) ist er!“

Itsche suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Hast du dich schon wegen eines Schidduch (einer Partie) umgesehen?“ Mosche geriet bei dieser Frage in Feuer. Die Schadchonim (Heiratsvermittler) rannten ihm die Wohnung ein. Aber er hatte ja noch Zeit. Die Gelehrsamkeit des Jungen wuchs von Tag zu Tag und mit ihr steigerte sich auch sein materieller Wert.

Itsche kratzte sich verlegen den Kopf. „Meine Lea“, sagte er zögernd, „ist zu Gesund und zu Gut achtzehn Jahre, schön wie der Blitz und eine Beriete (geschäftstüchtig). Ich kann mich im Geschäft ganz auf sie verlassen.“

„Was gibst du?“ unterbrach ihn Mosche ungeduldig, als jener mit der Schilderung der Vorzüge seiner Tochter garnicht zu Ende kommen wollte.

„Zehn Jahre Kost, aber gute. Jeden Tag gibt's Fleisch.“

„Und —“, fragte Mosche, als jener verlegen innehielt.

„Fünfzehn hundert Gulden“ [1]), schloss Itsche etwas unsicher.

Mosche zog enttäuscht die Achseln in die Höhe.

---

[1]) Tausend Gulden sind hundert und fünfzig Rubel.

„*Ist* kein Geschäft. Dafür kannst du höchstens einen Handwerker kriegen, aber nicht so ein feines Jüngel."

Er erging sich dann in eine lebhafte Schilderung dessen, was ihm schon alles geboten wurde. Jüngst war Chaskel, der Färber, zu ihm gekommen und hatte ihm 6000 Gulden auf ein Brett legen wollen. „Osser, sagte ich. Und wenn du 10000 Gulden gibst." — „Aber was hast du denn gegen mich?" hatte jener gefragt. „Du bist mir zu schofel."

Itsche unterbrach ungeduldig diesen Wortschwall. „Na, sagen wir zwei Tausend Gulden."

„Hebt sich garnicht an" (nicht zu machen), wehrte Mosche ab. „Aber ich werde dir was sagen", fuhr Mosche nach einer Pause fort. „Weil du es bist, sagen wir drei Tausend Gulden."

Itsche machte noch einige Versuche, etwas abzuhandeln. Als aber Mosche bestimmt versicherte, dass er mit sich nicht handeln lasse, ergriff Itsche seine Hand und sagte: „Nun soll es sein zu Masel und zu Broche" (zu Glück und zu Segen). Sie gingen dann in die nächste Schenke, um bei einem Gläschen Schnaps den Bund zu feiern.

Ich musste unwillkürlich an meinen Roman denken. Wie grell doch dieses Heiratsgeschäft von der edlen, anmutigen Liebesscene zwischen Moritz und Rosa abstach! Es wurde mir jetzt so recht klar, wie weit ich von den Anschauungen dieser Leute schon entfernt war. Es lag eine ganze Welt zwischen uns. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich hierher gekommen war. Was hatte ich denn eigentlich hier zu suchen?

Ein Auflauf entstand. „Der Dibbuk (Besessene)

kommt!“ Ein grosses, starkes Mädchen mit aufgelöstem Haar und wirrem Gesichte wurde von Männern und Frauen mehr geschleppt als geführt. Sie bat, man möchte sie doch nach Hause zurückführen, und beteuerte fortwährend: „Es ist mir schon besser“.

Derartige Erscheinungen waren mir nicht neu. Ich hatte zu Hause schon oft Besessene gesehen und kannte ihr Schicksal. Wenn ein arger Sünder gestorben war, musste sein Geist, bevor er die Strafe in der Hölle abbüssen durfte, in dieser Welt eine Zeitlang umherirren. Gewöhnlich fuhr er in ein reines, das heisst rituell genussfähiges Tier hinein. Wenn es geschlachtet und von einem frommen Juden gegessen wurde, dann war der Geist erlöst. Aber der Aufenthalt im Tiere war für ihn langweilig und auch mit Unannehmlichkeiten verbunden. Es konnte leicht geschehen, dass das Tier in den Magen eines Sünders geriet. Dann wurde die Lage des Geistes verschlimmert. Weit besser erging es ihm, wenn er in einen Juden hineinfuhr. Der Aufenthalt war hier angenehm, kurzweilig und bot auch die Aussicht auf schnelle Erlösung. Aber es war doch dem Geiste nicht leicht, in einen Juden hineinzukommen. Er musste den Moment erfassen, wo das ausersehene Opfer eine Sünde beging. Dann durfte er hineinfahren. Er musste aber stets darauf gefasst sein, vor den Wunderrabbi geschleppt, erbarmungslos hinausgetrieben und obendrein noch zu ewiger Verdammnis verurteilt zu werden.

Der gegenwärtige Fall interessierte mich in besonderem Masse. Ich erfuhr nämlich, dass der Geist, der in diesem Mädchen wohnte, ein Bachur von grosser tal-

mudischer Gelehrsamkeit gewesen war. Durch die Lektüre von ketzerischen Büchern ein Epikores geworden, hatte er sich heimlich vom Bethamidrasch weggeschlichen und war nach Deutschland geflohen. Hier nahmen sich seine Glaubensgenossen seiner an und liessen ihn studieren. Mit der Zeit entpuppte er sich aber als ein so arger Ketzer, dass es selbst den deutschen Juden zu stark wurde und seine Gönner sich von ihm zurückzogen. Er kämpfte eine Zeitlang mit der bittersten Not und musste schliesslich das Studium aufgeben. Er ergab sich dem Trunke, geriet in liederliche Gesellschaft und kam endlich ins Gefängnis. Dann wurde er nach seiner Heimat abgeschoben. Die Eltern wollten von dem deutsch sprechenden und europäisch gekleideten Sohne nichts wissen. Seine Glaubensgenossen beschimpften, verhöhnten ihn und warfen mit Steinen nach ihm. In der Verzweiflung ging er zum Pfarrer des Ortes und liess sich taufen. Aber auch die Christen wollten oder konnten nichts für ihn tun. Durch den Alkohol und die vielen Leiden und Entbehrungen physisch und geistig gebrochen, verkommen, war er einer dauernden Arbeit unfähig. Das einzige, was man für ihn tat, war, dass man ihm erlaubte, vor der Kirche unter den Bettlern zu sitzen und von Almosen sein kümmerliches Dasein zu fristen. Für die Dauer konnte er dieses schmachvolle Leben nicht ertragen. So sprang er eines Tages ins Wasser und ertrank.

Als ich die Geschichte dieses Unglücklichen hörte, wurde ich von einem wehmütigen Gefühle ergriffen, das mir erst viel später durch die Kenntniss des buddhistischen Satzes: „Tat twam asi“ (das bist du

selbst) klar zum Bewusstsein gekommen ist. Ich wusste, dass dieses Mädchen krank, geistesgestört war und mit dem Schicksal des Verstorbenen nichts gemein hatte. Und dennoch hatte die Massensuggestion derart auf mich gewirkt, dass ich gespannt war, aus ihrem Munde Näheres über das Schicksal jenes Unglücklichen zu erfahren.

Die weite, sehr geräumige Halle, wohin das Mädchen gebracht wurde, war von einer dicht gedrängten Menschenmenge gefüllt. Das Mädchen wurde in der Mitte des Raumes auf einen Stuhl gesetzt. Ich hatte einen günstigen Platz, von dem aus ich alles sehen und hören konnte. Das Mädchen sass matt und erschöpft da und stierte blöde vor sich hin. Ab und zu wimmerte sie, man möchte sie doch nach Hause bringen, sie habe Furcht vor dem Wunderrabbi. Ihre Stimme war weich und einschmeichelnd und erregte Mitleid und Erbarmen. Plötzlich sprang sie auf und bemühte sich, eine gerade Haltung anzunehmen.

„Silentium strictissimum!“

Ich traute meinen Ohren nicht. Das war eine echte Männerstimme, rauh und hart, und die Herumstehenden versicherten, dass es genau die Stimme des Meschummed (Getauften) war. Niemand von uns kannte die Bedeutung dieser Worte. Soviel wussten wir, dass es eine fremde Sprache war, die die Kranke ebenso wenig verstand wie wir.

„Meine Damen und Herren!“ fuhr sie fort. Dann hielt sie eine lange, wirre Rede mit hochdeutschen Wendungen, von der ich nur soviel verstand, dass sie eine Festversammlung begrüssen und auf die Bedeutung des Festes aufmerksam machen wollte.

Sie hielt in der Rede inne und brach in ein entsetzliches, markerschütterndes Gelächter aus. Ich hatte einmal von einer Hexe gelesen, die auf den Scheiterhaufen geschleppt worden war. Als die Flammen ihren Körper ergriffen, brach sie in ein gellendes Lachen aus, dass die Zuschauer entsetzt aufgeschrieen und wie wahnsinnig davongelaufen waren. So ungefähr wirkte auf mich das Lachen dieses Mädchens. Ich glaubte, jenen unglücklichen Meschummed deutlich vor mir zu sehen, wie er, von namenloser Verzweiflung ergriffen, ans Wasser lief und mit diesem wahnsinnigen, Lebensverachtung, Ekel und Abscheu ausdrückenden Lachen das Leben aushauchte. Ich war wie zerschmettert.

Ein Gemurmel entstand. „Der Rabbi kommt!"

Die Menge teilte sich ehrerbietig, um dem Ankommenden Platz zu machen. Ein kleines, rundes Männlein wurde sichtbar. Er war vom Kopf bis zu den Füssen weiss gekleidet. Um den langen, bis zur Fusssohle reichenden weissseidenen Talar wand sich ein breiter, weisser Gürtel. Den Kopf bedeckte ein weissseidener „Streimel" (mit Pelz umrahmter Hut). Die feisten Wangen hingen wie Pfirsiche im Gesichte, dessen Farbe ein Gemisch von Milch und Blut darstellte. Die Augen waren von langen, buschigen Brauen bedeckt. Er hielt in der einen Hand einen Schofar (Horn), in der anderen einen Lulaw (Palmenwedel). Hebräische Worte vor sich hersingend, kam er im Laufschritt heran, gefolgt von einem Sekretär und Dienern. Vor der Kranken angelangt, übergab er dem Sekretär den Lulaw und den Schofar und hob mit den Händen seine Augenbrauen

in die Höhe. Aus den kohlschwarzen Augen strahlte ein diamantartiges Feuer. Das Mädchen konnte seinen Blick nicht aushalten und schlug verwirrt die Augen nieder. Zwei brennende Kerzen wurden herbeigetragen und der Rabbi begann seine Ansprache.

„Im Namen des zweiundvierzig buchstabigen Gottes mit dem langen Gesichte, das gar kein Sof (Ende) hat; im Namen der kleinen und der grossen himmlischen Familie; im Namen der Obersten der Leibwache: Sandalfon, Uriel, Akatriel und Usiel; im Namen des gewaltigen, machtumflossenen, furchterregenden, über Erlösung und Verdammnis gebietenden Metateron! Ich beschwöre dich, du schandbarer Geist, Auswurf der Hölle, mir Rede und Antwort zu stehen und allen meinen Befehlen zu gehorchen.“

Eine erdrückende Schwüle herrschte im Saal. Durch die breiten, hohen Fenster drangen die Strahlen einer glühend heissen Augustsonne und überfluteten die erstarrten Gesichter der Menge.

„Wie heisst du?“ redete der Rabbi die Kranke mit strenger, barscher Stimme an.

„Esther“, antwortete das Mädchen sanft und weich, am ganzen Körper zitternd.

„Schweig, du Ghazufe (freches Weib)“, schrie sie der Rabbi an. „Ich habe nicht dich gefragt, sondern den Dibbuk.“

Eine lange Pause entstand.

„Willst du antworten oder nicht?“ begann der Rabbi von neuem und machte Miene, dem Mädchen mit dem Lulaw ins Gesicht zu schlagen.

„Schlag' mich nicht“, ertönte die Männerstimme flehend, „ich will antworten.“

„Wie heisst du?“

„Christian Dawidowitsch.“

„Jemach schemo!“ (ausgelöscht möge sein Name werden), spuckte der Rabbi entsetzt aus und verstopfte sich die Ohren. „Deinen jüdischen Namen will ich wissen.“

„Chaim.“

„Und wie heisst deine Mutter?“

„Sarah.“

„Chaim ben Sarah“, befahl der Rabbi, „erzähle, wie es dir nach dem Tode ergangen ist“.

Der Dibbuk erzählte eine lange Geschichte. Nach dem Tode wurde er aus der Hölle mit Schimpf und Hohn vertrieben. Er irrte tagelang umher, konnte es schliesslich ohne Behausung nicht länger aushalten und fuhr in ein Schwein hinein.

„So ein Meschummed!“ murmelten die Zuhörer empört.

Es ging ihm da leidlich. Als das Schwein geschlachtet wurde, fuhr er in ein Pferd hinein. Hier hatte er es sehr schlecht. Es war ein Zugpferd. Er musste schwer arbeiten, bekam viel Schläge und wenig zu essen. Da beschloss er endlich, es mit einem Menschen zu versuchen. Die Gelegenheit war günstig. Er wusste, dass Esther ein Verhältnis mit einem jungen Manne hatte. Er lauerte nun auf den Moment, wo sie sich von jenem küssen liess. Jetzt durfte er in sie hinein fahren. Er schloss seine Erzählung mit der flehenden Bitte, ihn doch nicht hinauszutreiben. Er habe im

Leben und nach dem Tode schon so viel gelitten, dass man mit ihm Erbarmen haben müsste und ihm das bischen Ruhe gönnen möchte.

Auf den Rabbi schien diese Bitte keinen Eindruck zu machen. Mit strenger Miene nahm er den. Schofar aus der Hand seines Sekretärs und setzte ihn an den Mund. Aber was war denn das? Trotz aller Anstrengung konnte er keinen Ton hervorbringen. Einige Minuten bangen Wartens vergingen. Der Rabbi strengte alle Kräfte an, Schweisstropfen rannten ihm von der Stirn, und noch immer war kein Ton zu vernehmen. Er gab jeden weiteren Versuch auf und versank eine Weile in tiefes Nachdenken. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht. Ein genialer Gedanke schien sein Hirn durchzuckt zu haben. Er flüsterte dem Sekretär etwas ins Ohr. Jener entfernte sich rasch und kam bald mit einem andern Schofar und einem Stück Wachs zurück. Der Rabbi nahm ihm rasch das Wachs aus der Hand und verstopfte damit die beiden Oeffnungen des widerspenstigen Blasinstrumentes. Er prüfte sorgfältig, ob der Verschluss luftdicht sei. Dann lachte er triumphierend auf:

„Jetzt magst du sehen, wie du hinaus kommst, verfluchter Satan!“

Er setzte dann den andern Schofar an den Mund Jetzt ging's glatt.

„Tekio!“ ein heller, gradliniger Ton erscholl.

„Teruo!“ ein schmetternder Ton durchbrauste die Luft.

„Scheworim!“ in kurzen Intervallen sprudelten die Töne hervor.

„Tekio gegolo!“ ein schriller, langgezogener Ton erdröhnte.

„Abele Srallok!“ brach die Männerstimme plötzlich in jenes gellende Gelächter aus.

Abele war der Name des Rabbi, Srallok ist ein unflätiges Schimpfwort. Der Rabbi wechselte die Farbe und zitterte vor Wut und Aufregung. Eine solche Frechheit war ihm noch nie vorgekommen. Aber er fasste sich schnell, ergriff den Lulaw und schlug damit dem Mädchen wuchtig ins Gesicht. Da — etwas Unglaubliches war geschehen. Die Kranke hatte blitzschnell ihre Arme freigemacht, und ehe man sichs versah, hatte der Rabbi zwei schallende Ohrfeigen weg.

Eine Panik entstand. Die Menge schrie entsetzt auf, fluchte, tobte und weinte vor Aufregung. So etwas hatte man noch nie erlebt. Inzwischen wurde die Kranke von festen Armen ergriffen. Der Rabbi schlug wie rasend mit dem Lulaw auf das Mädchen ein, dass ihr das Blut vom Gesichte strömte. Sie brach mit einem entsetzlichen Aufschrei zusammen und blieb ohnmächtig liegen. In diesem Augenblick hörte man am Fenster einen Knall, als wenn ein Steinchen herangeflogen wäre. Alles stürzte zum Fenster. An einer Scheibe entdeckte man ein erbsengrosses Loch. Durch diese Oeffnung war der Geist hinausgeflogen. Das Mädchen wurde hinausgetragen.

Ich war nach dieser Szene wie umgewandelt, Als ein Ungläubiger, ein Gottesleugner war ich hierher gekommen, um, wie ich mir einredete, den Aberglauben, den religiösen Wahn an Ort und Stelle zu studieren. Nun hatten die Erlebnisse einer einzigen

Stunde genügt, um die freien Ansichten, die ich durch ein jahrelanges Studium, Prüfen und Ringen gewonnen hatte, wie ein Kartenhaus umzuwerfen. Ich konnte mir tausendmal sagen, dass dieses Mädchen krank sei, dass es zum Verstorbenen bei Lebenszeiten in einem näheren Verhältnis gestanden und ihm die Stimme und Redensarten abgelauscht haben mochte. Ich konnte mir noch so sehr vorreden, dass der Rabbi hier ein Gaukelspiel, und noch dazu mit unfreiwilliger Komik, aufgeführt habe. Mir gegenüber standen Tausende von Menschen, die älter, erfahrener, klüger waren als ich. Sie alle glaubten an die Existenz des Dibbuk, hatten den Geist hinausfahren gesehen, das Anschlagen am Fenster gehört und das Loch in der Scheibe gesehen. Sie alle bezeugten, dass der Rabbi unzählige Male unheilbare Kranke geheilt, Tote ins Leben zurückgerufen, unerforschliche Geheimnisse zu Tage gefördert habe.

Jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, kann ich, wenn ich will, jene Menschen als Idioten bezeichnen. Wer hindert mich daran? Ich sitze allein im Zimmer, habe Papier und Schreibzeug zur Hand und kann denken und schreiben, was mir passt. Damals aber befand ich mich als eine einzige, winzige Intelligenz unter Tausenden stärkeren Intelligenzen, die auf mich eindrangen, mich verschlangen und mit sich fortrissen. Mein Denkapparat hatte beinahe zu funktionieren aufgehört. Ich liess mich nur noch von Gefühls- und Gemütseindrücken, die auf mich so mächtig einstürmten, leiten.

Ich erfuhr, dass der Rabbi es sich zur Lebens-

aufgabe gestellt hatte, Satan und seine Brut zu vertilgen und so das messianische Reich anzubahnen. Auf die Lösung dieser Aufgabe war seine ganze Lebensführung zugeschnitten. Ob er betete, ob er ass oder trank oder sonst irgend eine Lebensfunktion verrichtete, alles stand in irgend welcher Beziehung zu Satan, der, was ihm ja nicht zu verdenken war, sich seiner Haut zu wehren suchte, auf jede Bewegung, die der Rabbi machte, genau aufpasste und stets auf die Gelegenheit lauerte, ihm ein Bein zu stellen. In diesen Kampf wurde auch die ganze Familie des Rabbi hineingezogen. Seine Tochter hatte sich verheiratet. Er liess sie aber nicht aus seinem Hause ziehen, weil er bestimmt erwartete, dass sie den Messias zur Welt bringen würde und daher stets gegen Satan beaufsichtigt und geschützt werden musste. Der Schwiegersohn hatte unter dieser Aufsicht viel zu leiden. Er durfte mit der jungen Frau nur dann zusammenkommen, wenn der Rabbi die Zeit nach seinen kabbalistischen Berechnungen für günstig hielt, und musste, sobald der Rabbi irgend eine Machination Satans witterte, die Frau verlassen. Einst hatte der Schwiegersohn die Erlaubnis erhalten, bei seiner Frau zu weilen. Der Rabbi hatte nun die ganze Nacht auf der Treppe, die zum Zimmer des jungen Ehepaares führte, gewacht. Und richtig, Satan kam herangeschlichen und wollte sich ins Gemach des jungen Paares begeben. Da hatte ihm der Rabbi mit einer kabbalistischen Formel einen Schlag versetzt, dass er kopfüber die Treppe hinunterfiel. Der Sturz war in der ganzen Umgebung gehört worden.

Ich mochte mich jetzt noch so sehr dagegen

sträuben, so konnte ich mich dem Glauben nicht verschliessen, dass der Rabbi von einer übernatürlichen Kraft beseelt war, dass er die tiefsten Gedanken zu lesen und das Verborgene zu erforschen vermochte. Ich kam mir jetzt wie Adam nach dem Sündenfall vor. Ich empfand es als eine unbeschreibliche Scham, als ein Gottesleugner, ein Mensch, der die täglichen Gebete nicht mehr verrichtete und über sonstige religiöse Vorschriften sich hinwegsetzte, in der Nähe dieses Heiligen so ganz hüllenlos zu weilen. Mir graute vor dem Momente, wo ich vor diesen Mann mit dem durchdringenden Blick würde hintreten müssen, um mich bei ihm anzumelden. Ich zweifelte nicht daran, dass er mich sofort durchschauen würde. Ich kämpfte mit dem Entschlusse, umzukehren, nach Hause zurück zu fahren. Aber dazu fehlte es mir doch an Mut und an den nötigen Mitteln.

Es war am Tage vor dem Neujahrsfeste. Mit Bangen und Zittern sah man dem nächsten Tage entgegen, wo der himmlische Vater das Buch der Lebenden aufschlug und die Bilanz des Jahres zog; wo bestimmt wurde, wer am Leben bleiben und wer sterben, wer emporkommen und wer sinken, wer zu Glück und Wohlstand gelangen und wer das Leben im Elend fristen sollte.

Es galt nun, den kommenden Dingen vorzugreifen, Gott durch gute Handlungen, durch Bitten und Flehen für sich günstig zu stimmen oder sich nach einem guten Fürsprecher umzusehen. Schon kurz nach Mitternacht hatte man sich im Bethause versammelt und Gott durch Bitten und Weinen zu versöhnen ge-

sucht. Man hatte auch die Hilfe der Engel herbeigerufen und sie um ihre Fürsprache angefleht. Aber mehr als von den Engeln erwartete man von der Fürsprache des Rabbi, der im Himmel das grösste Ansehen genoss und einen unumschränkten Einfluss ausübte.

Der grosse Saal, der zum Zimmer des Rabbi führte, war dicht gefüllt. Den Eingang bewachte der Sekretär, ein grosser, stämmiger, kräftiger Mann. So oft die Menge sich zu sehr an die Tür herandrängte, breitete er seine muskulösen Arme aus und warf die Herandrängenden zurück.

In der Mitte des Saales sassen die Quittel-(Zettel-) Schreiber. Wer zum Rabbi hineinkommen wollte, musste einen Zettel mitbringen, auf dem in hebräischer Sprache Namen und Begehr verzeichnet waren. Die Kunst des Schreibens war den meisten der Chassidim nicht geläufig. So wurden die Schreiber stark in Anspruch genommen. Der Inhalt der Zettel war möglichst kurz und prägnant. Meistens wurde der Wunsch durch ein einzelnes Wort bezeichnet. Der Eine verlangte Lebensunterhalt, ein Anderer Gesundheit, ein mit vielen Töchtern gesegneter Vater diktierte: „Schidduch" (Partie). Auch der Humor fehlte nicht. Ein Schnorrer verlangte: „Glück im Schnorren". Ich schrieb auf meinen Zettel: „In grosser Seelennot", meldete mich beim Sekretär und wurde sofort vorgelassen.

Der Rabbi sass in einem hohen Lehnstuhl vor einem breiten Tische. Auf der einen Seite des Tisches lag ein Haufen Geld: Kupfermünzen, Silber, Gold und Banknoten, alles bunt durcheinander. Auf der anderen

Seite lagen die Quittel. Der Rabbi nahm mir, ohne aufzublicken, den Zettel aus der Hand, las ihn mehrere Male, als wenn er den Inhalt nicht verstände. Plötzlich stand er auf, trat an mich heran, hob, wie er es beim Dibbuk gemacht hatte, die Augenbrauen in die Höhe und blickte mich scharf an.

„Dein linkes Auge hat eine Pegime (Verletzung)", sagte er kopfschüttelnd und liess sich wieder auf seinen Platz nieder.

Ich wusste anfangs nicht, was er meinte. Schliesslich besann ich mich, gehört zu haben, dass er metaphorisch zu sprechen pflegte, und begriff, dass er damit meine Seele gemeint hatte. Dann wunderte ich mich, warum er gerade vom linken Auge sprach. Wenn überhaupt, dann waren bei mir ja beide Augen verletzt.

Eine merkwürdige Veränderung war in diesen wenigen Augenblicken in mir vorgegangen. Voller Angst und Furcht war ich ins Zimmer getreten. Und nun, da ich diesem gewaltigen, vergötterten Manne gegenüberstand, war ich plötzlich von aller Befangenheit befreit. Mir war's, als wenn ich von einem bösen Traum erwacht wäre. Der tolle Spuk, der tagelang meine Sinne benebelt, betäubt hatte, war in nichts zerflossen. Der Verstand gewann in mir wieder die Oberhand.

„Erzähle!" befahl er mir barsch. Ich bereute es, mich mit ihm eingelassen zu haben, und sann nach einer harmlosen, ausweichenden Antwort.

„Nun!" schrie er mich an, als ich noch immer zögerte.

Ich zuckte zusammen. Wie ein wuchtiger Peitschenhieb hatte dieser herrische, keinen Widerspruch duldende Zuruf auf mich gewirkt. Mein Widerstand war gebrochen.

Ich erzählte rückhaltlos alles, was im letzten Jahre mit mir vorgegangen war. Er hörte mich ohne Unterbrechung an. Ab und zu machte er eine nervöse Handbewegung oder schüttelte den Kopf. Besonders erregt schien er, als ich ihm das spinozistische System auseinandersetzte. Dabei hielt mich doch eine gewisse Scheu davon zurück, ihm die volle Wahrheit über meinen verlorenen Gottesglauben zu sagen. Als ich zu Ende war, fragte er mich mit zitternder Stimme:

„Glaubst du noch an Gott?"

„Nein", erwiderte ich zögernd.

Kaum hatte ich dieses Wort ausgesprochen, schnellte er wie ein Gummiball vom Sitz auf, rannte auf und ab und schrie, die Arme in die Höhe werfend: „Herr, die Bösen sind eingebrochen in dein Erbgut, haben dein Heiligtum verunreinigt!" Dann drohte er mit geballten Fäusten, als wenn er nach jemand schlagen wollte, und brummte mit grimmiger Stimme: „Die Bösen sind wie ein ungestümes Meer, das nicht stille sein kann, dessen Wellen Kot und Unflat auswerfen. Kein Friede mit den Bösen, spricht mein Gott."

Ich stand ratlos da. Soviel ich sah, war er jetzt im schönsten Kampfe mit Satan begriffen, den er für alles, was mit mir passiert war, verantwortlich machte. Sollte ich den Ausgang dieses Kamptes abwarten?

Inzwischen hatte der Sekretär leise die Tür ge-

öffnet und winkte mir. Ich trat an ihn heran. Da nahm er mich bei der Hand und führte mich, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus.

* * *

Der Tag war zur Neige gegangen, und eine vieltausendköpfige, festlich geputzte Menge füllte den weiten, fast unübersehbaren Betsaal. In buntem Durcheinander wogte und schwirrte es. Man benutzte die kurze Zeit, bevor das Abendgebet begann, um sich zum neuen Jahre zu beglückwünschen. Eine gehobene, feierliche und erwartungsvolle Stimmung beherrschte die Gemüter und brachte den zweifachen Charakter dieses Fest- und Gerichtstages zum Ausdruck.

Eine lautlose Stille entstand. Der Rabbi hatte den Saal betreten. Langsam und bedächtig schritt er durch die Menge, die Hand jedem, der ihm nahe kam, zur Begrüssnng entgegenstreckend. Er trat an das Betpult und begann das Gebet. Seine Art vorzubeten war sonderbar. Er fing mit einem lustigen, improvisierten Marsch an, verfiel dann in ein herzzerreissendes Schluchzen, um dann wieder autzujauchzen. Mit diesen wilden Melodien begleitete er das Gebet.

Das Hauptgebet war zu Ende, man atmete erleichtert auf. Das Gebet am Vorabend des Neujahrs war für den Rabbi eine Haupt- und Staatsaktion. In ihm entrollte er den Kriegsplan, den er im Laufe des nächsten Jahres gegen Satan führen wollte. Diese

Ouvertüre lief selten ohne Störung ab. Oft stiess der Rabbi scharf mit Satan zusammen, und von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange dieses Geplänkels hing das Wohl und Wehe des ganzen Judentums ab. Man war nun froh, dass alles so glatt abgelaufen war. Aber die Freude war verfrüht. Ein heftiges Gewitter kündigte sich an, ein ungeheurer Sturm brach los. Der Rabbi hatte am Schlusse des Gebetes den 24. Psalm zu rezitieren und war bei den Worten angelangt: „Wer wird den Berg des Herrn besteigen, wer wird stehen an seiner heiligen Stätte? Der unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist. Wer nicht Lust hat zu loser Lehre . . .“ Er wiederholte diese Worte mehrere Mal, sprach sie singend, schreiend, weinend, fuchtelte mit den Armen, schlug wuchtig auf das Pult, sprang in die Höhe, als wenn er ein Hindernis zu nehmen hätte, aber er kam über die Worte nicht hinweg.

Eine bange Stimmung bemächtigte sich der Anwesenden. Es war klar, es musste ein arger Sünder unter den Betenden sein, der Satan eine Handhabe zum Angriff bot. Diejenigen, deren Gewissen nicht rein war, waren nach und nach hinausgeschlichen. Auch ich hatte mich beizeiten der Türe genähert und wartete gespannt der kommenden Dinge. Es war auch die höchste Zeit. Der Rabbi hatte sich plötzlich vom Pult entfernt und rannte kreuz und quer durch die Menge, als wenn er jemand suchte. Eine Panik entstand. In wilder Flucht rannte alles zur Tür hinaus. Ich schlich mich neugierig ans Fenster. Meinem Auge bot sich ein schauriger Anblick. Der Saal war

ganz leer. In einem Winkel lag der Rabbi auf der Erde rücklings ausgestreckt, mit Händen und Füssen zuckend. Weisser Schaum war vor seinem Munde. Nach einer Weile stand er auf, ging ans Pult und setzte, als wenn nichts geschehen wäre, das Gebet fort. Der Saal füllte sich wieder und das Gebet ging glatt zu Ende.

Nach dem Gebet trat der Sekretär auf mich zu und lud mich zur Tafel des Rabbi ein. Ich traute meinen Ohren nicht. Nach allem, was heute vorgefallen war, hatte ich erwartet, dass mich der Rabbi mit Schimpf aus seinem Hause jagen würde. Nun wurde mir eine Ehre zuteil, deren sich nur wenige Auserlesene erfreuen durften. Aber es war keine Täuschung. Der Rabbi hatte mich ausdrücklich einladen lassen, und ich wurde sogar obenan plaziert. Es waren etwa 40 Personen an der Tafel, lauter Männer von Ansehen uud Würde. Ringsherum standen die Chassidim. Wir erhielten ein jeder seine Portion extra serviert. Dem Rabbi wurde von jeder Speise eine Riesenmenge hingesetzt. Er ass nur wenige Bissen davon. Dann wurde die Schüssel weggetragen. Sofort stürzten sich die Chassidim über sie, griffen mit den Händen hinein, um einen Bissen zu erhaschen, den sie mit einer wahren Gier verschluckten oder mit den minder Glücklichen teilten. Das geschah bei jeder Speise. Selbst die Nudeln aus der Suppe kamen auf diese Weise unter die Leute. Es kam auch vor, dass einer dem andern eine Nudel, die jenem aus dem Munde hing, einfach wegass. Diese Reste vom Essen des Rabbi wurden Schiraim genannt und sollten segenbringende Kraft besitzen.

Zwischen jeder Speise trug der Rabbi einige Sinnsprüche vor. Diese Vortäge, „Torasagen“ genannt, bildeten die Pièce de résistance für die Chassidim. Das war die geistige Nahrung, von der sie das ganze Jahr zehrten. Er bediente sich bei diesen Vorträgen der hebräischen Sprache, und zwar einer dunkel gehaltenen und schwer verständlichen. Es galt allgemein für sicher, dass nur die wenigsten diese Reden verstehen konnten. Meine Neugierde war dadurch auf das Höchste erregt und ich lauschte gespannt dem Vortrage, der, wie ich zu meiner Ueberraschung bemerkte, direkt auf mich gemünzt zu sein schien.

Der Rabbi begann mit dem Psalmvers: „Herr, wie sind deine Werke so gross, deine Gedanken so sehr tief. Der Törichte glaubt das nicht, der Narr achtet nicht darauf.“ Dann zitierte er den talmudischen Spruch: „Niemand sündigt, es sei denn, dass in ihn der Geist der Betörung hineingefahren ist.“ Daran knüpfte er folgende Bemerkung: „Die Poschim (Frevler) sagen, dass alles Natur sei, und glauben damit den lebendigen Gott aus der Welt geschafft zu haben. Aber sie wissen nichts und verstehen nichts, denn sie sind verblendet, dass ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nicht merken können, dass die Natur ein Namen ohne Sinn sei. Wenn sie die Sonne auf- und untergehen, die Pflanze blühen, gedeihen und verwelken, den Menschen die kurze Strecke zwischen Geburt und Tod durchlaufen sehen: dann sagen sie, das alles sei Natur. Dadurch glauben sie alles erklärt zu haben und sind beruhigt und zufrieden und fröhnen ihren Leidenschaften und tuen, was ihr Herz begehrt,

und sagen, es gäbe keinen Richter und kein Gericht. Welche Torheit, welche Blindheit! Wenn die Erscheinungen, die sie Natur nennen, einmal in tausend, in Millionen Jahren zu Tage träten, dann würden diese Leute gaffend dastehen, das Wundervolle, Unbegreifliche dieser Erscheinungen anstaunen und den Urheber kniefällig anbeten. Weil diese Erscheinungen sich aber täglich, stündlich, jeden Augenblick wiederholen, ist ihr Sinn abgestumpft, wähnen sie, es käme alles von selbst und es könnte garnicht anders sein. Sie gleichen dem verwöhnten Sohn, dem es der Vater seit der frühesten Kindheit an nichts hat fehlen lassen. Und nun bildet er sich ein, dass alles von selbst käme, dass es stets so sein und bleiben müsse. Aber die Poschim mögen sich in Acht nehmen. Es könnte der Tag kommen, wo der Vater ihnen seine Gunst entziehen und sie der Not und der Verzweiflung preisgeben würde. Dann würden sie den Vater im Himmel erkennen und reu- und demütig seine Hilfe erflehen."

Der Vortrag wirkte auf mich überwältigend. Was ich bisher vom Rabbi gesehen und gehört, hatte nur mein Gemüt berührt. Die Eindrücke hatten mich eine kurze Zeit betäubt. Aber schliesslich war ich doch zur Besinnung gekommen und hatte mich von ihnen befreit. Diesmal aber hatte sich der Rabbi an meinen Verstand gewendet. Durch die Argumente der Vernunft fühlte ich mich besiegt. Diese Natur, die ich für die Gottheit eingetauscht und für die ultima ratio gehalten, die ich ganz zu kennen und zu begreifen geglaubt hatte, erschien mir jetzt rätselhaft, von einem geheimnisvollen Schleier umwoben. Was wusste ich

von den Kräften, die in ihr wirken? Ich sah nur eine Hülle, der Inhalt blieb mir verborgen. Am Ende steckte in diesem Inhalte doch eine Gottheit?

Was mich besonders frappierte, war die klare, anschauliche und überzeugende Art, worin dieser kleine Mann, den ich bisher für geisteskrank, verrückt gehalten hatte, seine Gedanken ausdrückte.

Als ich nach den Feiertagen Abschied nahm, sah er mir wie bei dem ersten | Besuche wieder in die Augen. Diesmal konstatierte er, dass sie vollkommen geheilt seien. Das stimmte zwar nicht ganz. So überzeugend sein Vortrag auch gewesen war, fand ich in ihm doch nicht die Brücke, die mich von der Erkenntnis der Unzulänglichkeit meines Verstandes zu einem positiven Glauben hinüber zu führen vermocht hätte. Aber ich wagte nicht zu widersprechen.

Ich war also geheilt entlassen. Zur Nachkur empfahl mir der Rabbi, mich möglichst bald zu verheiraten. Das würde mich schon auf andere Gedanken bringen.



III.

Ein kleines, ärmliches Zimmer. Das matte Licht einer Lampe erhellt nur dürftig die kahlen, schmucklosen Wände. Um den Tisch herum sitzt die aus vier Köpfen bestehende Familie, stumm ihr Abendbrot verzehrend.

Auf dem abgehärteten Gesichte der Hausfrau lagert eine düstere Stimmung.

Seit dem frühen Morgen ist sie heute wie eine Verzweifelte herumgerannt, um die zur Hochzeit ihres ältesten Sohnes nötigen Geldmittel aufzutreiben. Aber vergebens.

Unmöglich kann sie ihr Kind mit zerissenen Stiefeln zur Chuppe (Trauung) führen. Der Schneider, um sein Geld besorgt, gibt keinen Faden heraus. Sie, die Mutter, würde selbst eine neue Haube benötigen. Die jüngeren zwei Kinder endlich können nicht in der ganz abgerissenen Kleidung zur Hochzeit mitgenommen werden.

Wenn nur das alles schon vorüber wäre! Weiss Gott, ihr ist so schwer zu Mute.

Sie hat sich die Hochzeit ihres ersten Sohnes ganz anders vorgestellt. Einen steinreichen Mechutten (Schwiegervater) hätte er bekommen sollen, der ihn

in Sammt und Seide kleiden sollte. Jawohl, sie hätte die grössten Ansprüche machen können.

Nun musste jenes grosse Unglück hereinbrechen: ihr Kind, ein Epikores, seinem Vater im Grabe zur Schmach, ihr, der Mutter, zur unauslöschlichen Schande.

Was blieb ihr also übrig, als sich rasch nach einer Partie für ihr verdorbenes Kind umzusehen? Eine neue Umgebung, neue Verhältnisse konnten ihn vielleicht noch retten. Sie musste es am Ende als grosses Glück ansehen, dass sich ein Mechutten gefunden hatte, der keine Bedenken hegte, sich einen Epikores zum Schwiegersohne einzusetzen.

Nun ja, sie hätte es freilich lieber gesehen, wenn die Braut etwas jünger gewesen wäre. Eine Dreissigjährige! und ihr Sohn ist doch erst im sechzehnten. Aber schliesslich wird doch die Frau nicht „gekocht." Die Hauptsache ist, dass sie gesund und stark ist und die Fähigkeit besitzt, einen Mann zu ernähren. Und das ist und kann sie. Sie hat eine Krum (einen Warenladen), fährt auch fleissig auf Märkte und verdient ein hübsches Stück Geld. Dann ist es ja unendlich viel wert, dass ihm der Mechutten lebenslängliche Kost zu geben verspricht und überdies versichert, durch einen soliden Talmudunterricht aus ihm einen Menschen zu machen.

Soweit wäre ja alles recht schön und gut. Und dennoch kann sie ihr banges, bedrückendes Gefühl nicht aus ihrem Herzen scheuchen. Ja, will sie denn nicht das Beste ihres Kindes? Oder wer kann ihr hier etwas vorwerfen? Und doch, warum geht er denn stets so traurig umher? Warum so stumm, was mag er nur vorhaben, was denkt er, was will er?

Ihr Auge ruht ängstlich auf dem eingefallenen, verstörten Gesichte ihres Sohnes, der tätsächlich garnicht den Eindruck eines glücklichen, so nahe vor dem heissersehnten Tage stehenden Bräutigams macht.

*　　*
*

Den Kopf zwischen die Hände gestützt, sass ich und starrte auf das noch unberührte Abendbrot.

Wie wird wohl die Mutter den Schlag überwinden können? Wenn sie morgen aufsteht und erfährt, dass ihr Sohn – nicht gestorben, nein, was noch tausendmal schlimmer ist — nach dem Auslande geflohen ist, um dort ein blossköpfiger „Datsch", ein Meschummed zu werden: ja, käme das nicht einem Morde gleich, einem Morde an einem Wesen, das mir so unendlich teuer ist?

Aber kann ich anders? Soll ich meine Zukunft, mein Glück einem starrsinnigen Wahne opfern? Den Weg, auf den mich die Mutter führen will, hat auch einst mein Vater betreten. Er hat geheiratet und die Sorge für die Zukunft Gott und der Frau überlassen, wie es ebenfalls sein Vater und sein Grossvater getan hatten. Und ebenso wie sein Vater und sein Grossvater hat er bis ans Ende mit seiner Familie gedarbt, gehungert. Und die Frau dieses Mannes kann garnicht frühzeitig genug ihr geliebtes Kind denselben verhängnisvollen Weg betreten lassen, um ihm die Seele zu retten.

Fort! Was will ich noch hier unter dieser Gesellschaft? Ich werde mich einmal mit ihr nie ver-

ständigen können, die Fäden zwischen uns sind für immer zerrissen.

Und dennoch — ja, warum habe ich denn bloss bis zum letzten Augenblicke gewartet? Seit einem Jahre werde ich von meinen Bethamidrasch-Kollegen wie ein Aussätziger gemieden, und daheim: unaufhörliches Klagen und Jammern und Schelten der Mutter, und ich finde nicht den Mut, diesem trostlosen Zustande ein Ende zu machen.

Ohne meinen Willen werde ich verlobt, verlobt mit einer Braut, die doppelt so alt ist wie ich, einer Braut, die ich garnicht kenne, die ich auch garnicht kernen lernen will. Und da kommen die Leute und preisen mein Glück, dass ich doch noch einen Mechutten gefunden hätte.

Ich höre all dies, sehe den Hochzeitstag immer näher heranrücken und zögere noch immer. Ich will warten, bis die Aussteuer fertig ist, um wenigstens in anständiger Kleidung in die weite, unbekannte Welt zu gehen, Ich will diesen gewagten Schritt reiflicher überlegen. Ich will —

Ja, werde ich endlich morgen früh den Mut finden, nackt und bloss in die ferne Welt zu gehen? —

Die neunte Stunde war bereits vorüber. Die Mutter war vom Tische aufgestanden und hatte sich beim Geschirr zu schaffen gemacht. Da ging die Tür auf und herein trat der Mechutten, ein grosser, starker Mann mit einem grauen, langen Barte und mürrischem Gesichte, aus dem eine stark gerötete Nase hervorsprang. Das Staunen über seinen unerwarteten Besuch steigerte sich bei mir zum Entsetzen, als er

in aller Ruhe die Mitteilung machte, dass er soeben mit der Braut und Sack und Pack und allem, was dazu gehört, angefahren gekommen sei, da er aus diesem und jenem Grunde gezwungen wäre, anstatt morgen, wie es verabredet war, schon heute Hochzeit zu machen, was er übrigens meiner Mutter durch einen Fuhrmann, der heute früh aus seinem Heimatsorte hierhergefahren sei, habe verkünden lassen.

Auf die Versicherung meiner Mutter, dass ihr kein Sterbenswort ausgerichtet worden sei, erging sich der Alte in die heftigsten Angriffe auf den Stand der Fuhrleute, unter denen Treue und Zuverlässigkeit verschwunden wäre und die es deshalb samt und sonders verdient hätten, dass sie der Schlag treffe. Im übrigen hätte die Sache seines Dafürhaltens nichts Besonderes auf sich. Ein Bräutigam wäre zu jeder Zeit zur Hochzeit vorbereitet. Die Braut aber — — Wenn nicht heute geheiratet würde, müsste die Hochzeit auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Und er könnte doch die mitgebrachten Hochzeitsspeisen nicht verderben lassen. Auch ein Hochzeitslokal hätte er schon gemietet, und der schon bestellte Messadder Kiduschin (Leiter der rituellen Zeremonien bei der Trauung) würde sich nicht gern zum Narren halten lassen. Die Geschichte habe ihn ohnehin schon ungeheuer viel Geld gekostet und werde ihn noch mehr kosten. Am Ende würde es garnicht teurer kommen, wenn er die Hochzeit bei sich zu Hause gemacht hätte. Aber er hätte es sich einmal für allemal vorgenommen, mit jener Räuberbande, den Kultusbeamten

seiner Stadt, nichts zu tun zu haben. Am allerwenigsten wollte er mit Berele Matschek, dem Rabbiner seiner Stadt, in Berührung kommen; der wäre ein ganz gewöhnlicher Amhoorez (talmudisch Ungebildeter), er hätte es ihm übrigens schon oft bewiesen und werde es ihm bei Gelegenheit nochmals gründlich beweisen. Ueberhaupt sei es eine ganze elende Gesellschaft, diese seine Stadtgemeinde, die aus lauter Dieben, Räubern und Amhorazim bestünde. Er würde es ihr so recht von Herzen gönnen, dass sie, wie die Rotte Korahs, mit Stumpf und Stiel vom Erdboden verschwände.

Angesichts dieser nichts weniger als rosigen Laune des Mechutten wagte es meine Mutter anfangs garnicht, ihm ihre Gründe gegen eine Verlegung der Hochzeit auf heute auseinanderzusetzen. Aber schliesslich musste sie doch sprechen. Sie wies zunächst auf die ungelöste Toilettenfrage hin und meinte endlich, dass es auch garnicht anginge, so ganz unvorbereitet in Nacht und Nebel zu heiraten. Zu einem Hochzeitsabende gehörte eben ein vorhergehender Tag, diesen Tag wollte sie sich nicht rauben lassen. Dann, wenn sie schon alle Bedenken unterdrücken wollte, so könnte sie sich doch eine Hochzeit ohne Musikanten und Marschallek (Lustigmacher), die doch in so vorgerückter Stunde kaum zu beschaffen sein würden, garnicht denken.

Aber da kam sie bei dem Alten schön an. Warum sie denn nicht schon früher die Sache mit dem Schneider geordnet habe? Ob sie etwa glaube, dass *er*, der Mechutten, die Rechnung zahlen werde? Das

falle ihm garnicht ein. O nein, er werde sich nicht plündern lassen. Im übrigen geschehe ihm ja ganz recht, wenn er sich mit einer solchen Bande eingelassen habe. Er wolle überhaupt keine Hochzeit mehr machen. Sie könne sich den Chossen (Bräutigam) einsalzen. Er ziehe sich von der Partie zurück.

Und fort war er.

Die zehnte Stunde war längst vorüber. Wir waren eben im Begriffe, uns zur Ruhe zu begeben. Da trat Schaje, der Letz (Witzbold), ein. Dieser erfreute sich wegen seiner gewinnenden, witzreichen Beredsamkeit einer allgemeinen Beliebtheit. Ob dieser Eigenschaften wurde er vom Mechutten, der es doch nicht übers Herz hatte bringen können, die Hochzeitsspeisen verderben zu lassen, als Vermittler gesandt. Indessen war bei dem schwachen Widerstande, dem er bei meiner Mutter begegnete, seine Beredsamkeit fast überflüssig. Auf die Frage, die er an sie richtete, wie sie denn den Frevel, eine Ehe vernichtet zu haben, dereinst vor Gott verantworten wolle, brach sie in Tränen aus. Und der weinenden Frau gegenüber hatte Schaje leichtes Spiel. Sie wollte doch nicht etwa ihren Sohn als Junggesellen grau werden lassen. Oder glaube sie etwa, bald wieder so einen Narren zu finden, der ihr diese verdorbene Ware abnehmen werde? Und schliesslich, was hatte sie denn gegen den heutigen Abend? Die Kleider? Nun er, Schaje, hatte schon mit dem Schneider gesprochen, er werde die atlasne Dzibeze (Kaftan) sofort herschicken, die anderen Kleidungsstücke aber brauche der Bräutigam heute noch nicht. Die Sorge für Musikanten und einen

Marschallek endlich sollte sie nur ruhig ihm, Schaje, überlassen. Nur nicht gesorgt: „Lebendig! aufgeräumt!"

Zur Feier des errungenen Sieges liess Schaje Schnaps holen und trank mit mir „l'chajim" (Prosit) und rief mir „lebedig! aufgeräumt" zu.

Ich hatte bis jetzt stumm dagesessen. Nach dem ersten Gläschen wurde ich aus meinem dumpfen Brüten aufgerüttelt und begann gegen die Verlegung der Hochzeit auf heute zu protestieren. Ich wollte heute nicht heiraten. Die Hochzeit war auf morgen bestimmt, und ich bestand auf morgen, davon sollte mich niemand abbringen, ich wollte es eben so und nicht anders. Als ich so kraftvoll gesprochen hatte, sahen sich die Mutter und Schaje verblüfft an. Was sollte denn das heissen? Ein Bräutigam, der sich in die Heiratsangelegenheiten mischt! Und warum will er denn nicht? Ja, warum denn nicht?

Da es Schaje trotz aller Mühe nicht gelingen wollte, von mir den Grund der Weigerung herauszubekommen, so füllte er mir ein zweites Gläschen auf Courage und erklärte mir im Flüstertone, dass ich ein gewaltiger Chammer (Esel) sei. Von einem aufgeklärten Menschen hatte er das eigentlich garnicht erwartet. Oder welcher vernünftige Mensch würde einen so herrlichen Spass, wie ihn ein Hochzeitsabend bietet, von der Hand weisen? Wie ich mir denn die Zukunft dächte, wenn die Partie nun einmal zurückgegangen sein würde? Ob mir nicht vor dem Schicksal eines „Mendele Narr" graute, der als greiser Bachur herumlief, von der Strassenjugend verhöhnt, verfolgt? Oder ob ich etwa nach dem Auslande gehen wollte, wie es einst der

Meschummed gemacht hatte, der nach jahrelangem Herumbetteln elend zugrunde gegangen war? Er, Schaje, sei auch nicht so dumm, er habe auch in seiner Jugend etwas gelesen und gehört. Aber er habe zugleich eingesehen, dass man unter den Schlafenden schlafen und unter den Wachenden wachen müsse. Er habe geheiratet wie alle anderen, und Gott hilft, und es ist garnicht „kosche“ (schlecht).

Je länger er sprach, desto feuriger und eindringlicher wurde seine Rede, desto weicher wurde mein Herz, desto mächtiger regte sich das Bedürfnis, das Gemüt von der niederdrückenden Last des Geheimnisses, von dem wühlenden Seelenkampf und der beengenden Ratlosigkeit zu befreien. — Ich brach endlich in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

* * *

In den Gemächern einer am äussersten Ende der Stadt liegenden Kretschme (Bauernschänke) fand endlich gegen Mitternacht die Hochzeit statt. Schaje hatte Wort gehalten. Einige Hochzeitsgäste hatten sich mit abgebrochenen Flaschenhälsen ausgerüstet, in die sie erbarmungslos hineinbliesen; das sollte die Musik sein. Und wieder einer von den Gästen suchte die Gesellschaft dadurch zu erheitern, dass er ihr bei seinen Spässen vorlachte: er stellte den Lustigmacher vor.



IV.

In später Nachtstunde sass ich mit meinem Schwiegervater über einen Talmudfolianten gebeugt. Ich war eben bei einer haarspaltenden Erläuterung des Alten eingeschlafen. Da wurde ich am Aermel gerüttelt: „Was hab' ich gesagt?" Meine schlaftrunkenen Augen blickten vorwurfsvoll in das finstere Gesicht des Alten. Warum hatte er mich nur aus meinem Schlummer geweckt? Was quälte er mich da mit seinen spitzfindigen Erklärungen? Warum liess er mich nicht schlafen gehen?

Die dunkelgerötete Nasenspitze des Alten, sowie der infolge hastiger Züge aus seiner Pfeife in dicken Wolken aufsteigende Qualm verkündeten dem des Schlafens Ueberführten den nahen Ausbruch eines verhängnisvollen Gewitters, dem ich nun dadurch vorzubeugen versuchte, dass ich rasch den Oberkörper in eine schwingende Bewegung setzte und dabei mit der süssesten und überzeugendsten Melodie den Text des vor mir liegenden Folianten heruntersang. Aber zu spät. Der Alte war bereits erregt von seinem Sitze aufgestanden und begann nun, hastigen Schrittes das Zimmer durchmessend, die übliche Abrechnung.

Er sieht sich in mir auf das schändlichste betrogen. Er habe seinerzeit kein Bedenken gehegt, sich einen Epikores zum Schwiegersohne einzusetzen, da er von der Ansicht ausging, dass ein Ketzer im Grunde nur ein Amhoorez, ein „grober Jüng“ wäre, dem durch seinen soliden Talmudunterricht die „Narrischkeiten“ aus dem Kopfe herausgetrieben werden könnten. Kurz, er habe sich einen schäbigen, zerrissenen Rock gekauft, aus dem er ein anständiges Gewand herausflicken zu können geglaubt. Nun sieht er aber ein, dass hier alle Mühe verloren sei, der Stoff ist eben unbrauchbar. Da aber die Bedingungen, unter denen seine Tochter die Ehe mit diesem beim Talmudunterrichte stets einschlafenden Manne eingegangen ist, sich als unerfüllbar erweisen, so ist diese Ehe nach Talmudtraktat so und so, Seite so und so, ungültig. Nun könnte jemand vielleicht einwenden, dass nur solche Bedingungen im Nichterfüllungsfalle die Eheungültigkeit nach sich zögen, die rechtzeitig ausdrücklich und vor Zeugen gemacht worden seien; während er doch hier seinerzeit nicht ausdrücklich hervorgehoben habe, dass er mit einem zum Einschlafen beim Talmudunterrichte neigenden Schwiegersohne um keinen Preis einverstanden sein wolle. Allein diesen Einwendungen begegnet schon Kommentar so und so, Seite so und so, wo erklärt wird, dass nur diejenigen Bedingungen ausdrücklich gemacht werden müssen, die nicht stillschweigend vorausgesetzt werden. Dass aber Bedingungen, wie sie hier vorliegen, stillschweigend vorausgesetzt werden, ist hinwiederum aus Verfasser so und so, Seite so und so, unzweideutig zu entnehmen. Im

übrigen ist jener und jener Verfasser, der in diesem Punkte entgegengesetzter Ansicht ist, ein grober Amhoorez, denn seine Auseinandersetzung hierüber beweist, dass er Talmudtraktat so und so, Seite so und so, einfach übersehen hat.

Die nunmehr eingetretene Stille wurde ab und zu durch das Schnarchen der rings umher in Betten und auf dem Boden Schlafenden gestört. Der Alte, der bereits einen ganzen Stoss von Büchern auf dem Tisch aufgestapelt hatte, war nun in die Lektüre eines frisch herbeigeholten Buches versunken, das sich offenbar gegen die Eheungiltigkeit aussprach.

Auch ich dachte über die Nichtigkeit meiner Ehe nach: ich sah mich ebenfalls grausam betrogen. Vor meinen Augen zogen wie Gespenster die Erlebnisse meines halbjährigen Ehelebens vorbei.

Ich war es satt, mich mit der Welt herumzuschlagen, mir irgendwo in der unbekannten Ferne Luftschlösser aufzubauen, während ich hier jeden Halt verloren hatte. Gewiss, Schaje hatte recht: man musste zugreifen, den Augenblick geniessen und das aufreibende Raisonnieren und Philosophieren dem Pferde überlassen, das ja dazu einen grossen Kopf hat. Das waren ungefähr meine Gedanken gewesen, als ich einen Tag nach der Hochzeit meiner Frau gegenüber im Wagen sass, mich meiner neuen Heimat nähernd. Eine schön herausgeputzte, stattliche Frau, und überhaupt eine Frau. Und eine gute Kost sollte ich auch bekommen, denn die Schwiegereltern hatten ein Gasthaus, wo, wie mir die Mutter stets versicherte, täglich Gänse gebraten wurden. Und — am Ende konnten meine roman-

tischen Hoffnungen gar in Erfüllung gehen. Jedenfalls hatte ich einige der besten Romane mitgenommen, die ich bei günstiger Gelegenheit meiner Frau vorlesen wollte. Allerdings war hier äusserste Vorsicht geboten. Wenn mich die Frau ihren Eltern verriet, wurde ich mit Schmach und Schande davongejagt. Aber ich war ja kein Dummkopf, ich, der aufgeklärte, welterfahrene Mann, der schon so viele Romane gelesen hatte! Ich wusste schon, wie man so etwas machen musste. Langsam wollte ich sie vorbereiten, ihre Neugierde wecken und ihr Vertrauen erwerben. Erst dann wollte ich mit meinem Romanbuche hervorrücken, eine hinreissende Stelle vorlesen und ihr so mit einem Schlage die Augen öffnen, so dass sie die Welt in dem herrlichsten Lichte der Aufklärung erblicken und den gewaltigen Zauber der Liebe empfinden und erkennen sollte. Alsdann würden wir uns, mitten zwischen dem blinden, gefühllosen Pöbel, als zwei hellblickende Geister die Hände reichen zu einem geheimen, stillen, glückseligen Bunde: ein glücklich liebend Paar. Wie Moritz mit seiner Rosa.

Sie verriet mich nicht; sie war eben Weib genug, um mit ihrem jungen Gatten allein fertig zu werden. Mit scheinbarer Aufmerksamkeit hörte sie der gewaltigen Liebesszene zu, die ich ihr mit feuriger Begeisterung vorgelesen hatte. Als der Sechzehnjährige endlich von seinem Buche zu seiner dreissigjährigen Gattin erwartungsvoll aufblickte, da wurde es ihm kalt ums Herz. Auf dem Gesichte seiner „teuren, goldenen Rosa" war keine Spur von Rührung zu finden. Im Gegenteil, sie machte eine Miene, wie eine Mutter,

die im Begriffe ist, ihr bei einem dummen Streiche ertapptes Kind zu züchtigen. Ob ich denn glaubte, dass ich noch ein Junge wäre? Ich sollte mich doch „in Hals und Leib hinein“ schämen, als ein Mann, ein „Jüd“ noch solche „Veigelech“ (Vögel) im Kopfe zu haben. Nun, sie wollte mich ein für allemal gewarnt haben, ihr künftighin mit solchen Dingen vom Leibe zu bleiben, sonst könnte es einen Krach geben.

Und es kam bald eine Zeit, wo mir wirklich die „Veigelech“ aus dem Kopfe gejagt wurden.

Kaum einige Wochen nach der Hochzeit, siedelten wir aus dem uns provisorisch zur Verfügung gestellten Zimmer in das „Gasthaus“, die grosse Stube, über, die ihrer eigentlichen Bestimmung nach ein Speise- und Schlafzimmer für Gäste bildete, nebenbei aber auch die Schwiegereltern und deren verwitwete Tochter mit ihren Kindern beherbergte. Mit dem Einzug in diese neue Wohnung war für den jungen Ehemann das erträumte Eheglück in ein Nichts zerronnen. Nachts, wenn ich schlafen ging, musste ich gefasst sein, des morgens beim Erwachen einen schnarchenden Gast an meiner Brust zu finden, der, in später Nachtstunde angekommen, wegen Mangels an Raum ohne weiteres in mein Bett hineinspediert war.

Die Luft war stets von Tabakrauch und dem Ausatmen so vieler in dem verhältnismässig kleinen Raum zusammengepferchten Menschen verpestet. Ich selbst war den grössten Teil des Tages mit der Bedienung der Gäste beschäftigt. Der ewig murrende Schwiegervater, der wie ein Pascha auf und ab ging und mit dem stereotypen „Ich bin ein schöner Jüd, und du

bist ein Amhoorez, ein grober Jüng, ein Matschek" mir kommandierte, das riesengrosse Schaff unreinen Wassers, das sich unzählige Male am Tage füllte, auszugiessen, Wasser zu bringen, Holz zu hacken und Häcksel zu schneiden, denn auch für den Magen des Pferdes hatte ich Sorge zu tragen.

Da kam ein dicker Fuhrmann und stellte, von seinem verführerisch duftenden Gänsebraten scheelsüchtig zu der stattlichen Frau hinblickend, wehmütige Betrachtungen über die parteiische Verteilung der Glücksgüter an, da er bei seinem fetten Leibe — er griff sich in seine strotzenden Wangen — eine reine Stange zur Frau bekommen habe, während jener „Flocken" dort — dabei blickte er auf den in der letzten Zeit zum Skelette abgemagerten Sechzehnjährigen hin — eine so fette Portion bekommen habe. — — —

Ich war nicht eifersüchtig. Und dennoch empfand ich in solchen Augenblicken eine unbändige Lust, diesen niederträchtigen Fuhrmann totzuschlagen. Sich über mein elendes Aussehen lustig zu machen! Ja, was konnte ich denn dafür, wenn ich Tag für Tag nichts zu essen bekam als Barscht (eine aus Kraut bereitete Suppe) mit Kartoffeln zum Frühstück, Kartoffeln mit Barscht zum Mittag und Barscht mit Kartoffeln zum Abendbrote, und dies noch ungefettet; dass infolge dieser mageren Kost die straff über die Knochen gespannte Gesichtshaut trocken und rissig wurde, dass ewiger Durst wie eine Feuersglut mein Inneres versengte?

Im übrigen konnte ich mich nicht beklagen, dass man in der Kost mir gegenüber eine Ausnahme gemacht hätte.

Die ganze Familie ass dasselbe, bis auf den Schwiegervater, der sich schon erlauben durfte, hie und da ein wenig über die Schnur zu hauen. So erhielt er zu dem obligaten Barscht mit Kartoffeln zum Frühstück noch extra einen Heringskopf, den er in den Barscht hineinwarf. Durch diese Zutat sollte der Barscht einen äusserst vorteilhaften Geschmack erhalten, wie der Alte mir wenigstens bei Gelegenheit versicherte. Wenn mir bei einer solchen Lobpreisung des Heringkopfes der Mund wässerig wurde, und ich sehnsüchtig nach dem in der Schüssel des Alten stolz herumschwimmenden Inbegriff aller Glückseligkeit hinschielte, dann machte noch der Alte die boshafte Bemerkung, dass man es erst in der talmudischen Gelehrsamkeit so weit gebracht haben müsse, wie er, um sich einen solchen Genuss erlauben zu dürfen. Das wollte so viel sagen, als für immer auf den Heringskopf verzichten. Denn für diesen Graubart gab es eben nur zwei, die den Talmud gründlich verstanden: Gott und er. Mich aber jemals zu einem Dritten im Bunde emporzuschwingen, dafür besass ich nicht den mindesten Ehrgeiz; ganz abgesehen davon, dass es mir auch beim besten Willen nicht hätte gelingen können. Denn so oft mich der Schwiegervater des Abends, nachdem sich die Gäste zur Ruhe begeben hatten, mit der üblichen Einleitung: „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen", zur Teilnahme an seinem Talmudunterricht einlud, überfiel mich ein mächtiger Drang zum Einschlafen, dem ich trotz alles Widerstandes schliesslich doch unterlag.



V.

Auf einer einsamen Landstrasse schreitet ein Wanderer langsam daher. Seine Haltung ist gebeugt, sein Schritt matt und unentschlossen.

Die glühenden Strahlen der Maisonne fallen senkrecht auf seinen Scheitel. Es ist Mittag. Er lässt sich auf einem am Rande des Weges liegenden Stein nieder. Der dreistündige Marsch, der nüchterne, knurrende Magen und endlich die Aufregung des heutigen Tages haben seine Kräfte völlig erschöpft.

Dass doch die heutigen Ereignisse so erschütternd auf mich wirken konnten! Ich war ja auf alles gefasst gewesen.

Seit jener stürmischen Nacht, wo ich in einer Aufwallung des Zornes, alle Furcht und Rücksicht über den Haufen werfend, den Schwiegervater einen Amoorez gescholten hatte, seit jener Zeit wusste ich, dass die Tage meines Bleibens in dem Hause des tötlich Beleidigten gezählt waren. Man wollte nur noch die nahe bevorstehende Entbindung

meiner Frau abwarten. Nun war das glückliche Ereignis erfolgt.

Als ich am Tage nach der Beschneidungsfeier meines Sohnes erwacht war, da hatte mir der Schwiegervater folgende Ansprache gehalten: „Ich gebe dir drei Braires (Wahlen): erstens, geh heim zur Mamme und mach' dir ein Cheider (Schule), zweitens, lern dort die Schererei (Kettescheren, eine in den dortigen Textilindustrieorten stark verbreitete Berufsart), und wenn ich werde hören, dass du schon kannst mefarnes sein (ernähren) Weib und Kind, werde ich Dir die Tochter hinschicken; drittens, wenn du nicht willst das und nicht das, so geh zu „alle schwarze Juhr" (zum Teufel).

Nun, viel zu wählen hatte ich eigentlich nicht. So oder so musste ich ja „zu alle schwarze Juhr" gehen. Wenn ich mich doch für einen der zwei ersten Fälle entschied, so hatte ich es lediglich in der Hoffnung getan, auf diese Weise wenigstens die Reisespesen nach Hause zu bekommen. Aber das fiel dem Schwiegervater garnicht ein. Er wollte nicht das „Lebendige auf das Tote" legen. Das Unglück, wie er mich nannte, hatte ihm schon genug Geld aufgefressen: er gab von jetzt an keinen Groschen mehr.

Im übrigen musste ich dem Alten dankbar sein, dass er mir den Abschied erleichtert hatte. So glanz- und freudlos auch die Tage waren, die ich in meiner neuen, mir bis zur letzten Zeit fremd, ja feindselig gebliebenen Heimat verbracht hatte, so konnte ich mich doch eines Gefühls des Bangens und Zagens

nicht erwehren angesichts der dunklen Zukunft. Wird meine Mutter den aus dem Hause der Schwiegereltern Verstossenen wieder aufnehmen? Und wenn sie es täte, was sollte denn dort aus mir werden? Sollte ich nicht lieber in die weite Welt hinaus, dorthin, wo mir einst die herrlichste Zukunft entgegengeblüht war? Trübe Erfahrungen hatten mein unbegrenztes Vertrauen auf die Verheissungen meiner Romane erschüttert. Was sollte ich mittellos und unwissend in einem fremden Lande anfangen? Sollte ich aber ruhig dem hoffnungslosen Elende entgegensehen? Der Schwiegervater hatte mir geraten, Kettescherer zu werden. Nun wohl, ich werde Kettescherer werden; ich werde mich dadurch unabhängig machen, in den Mussestunden die Kenntnis der deutschen Sprache erwerben, Geld sparen und endlich nach Deutschland gehen. –

Nach ungefähr zwei Monaten war ich ausgelernter Kettescherer. Wenigstens hatte mich mit dieser Versicherung mein Meister entlassen, der darauf verzichtete, sich durch Dienstleistungen seines Lehrlings das versprochene, aber nicht bezahlte Lehrgeld einzubringen. Bei allem Scharfsinn und Fleisse, den ich der Erlernung meines Handwerks entgegengebracht hatte, konnte ich doch zwei Dinge absolut nicht erlernen: einen richtigen Weberknoten zu machen und die Entstehung eines „Pferdeles“ zu vermeiden. Wenn nämlich beim Scheren ein Faden gerissen war, musste er auf eine gewisse Art verbunden werden, sonst ging der Bund auf, und der Weber, der eine Kette mit solchen schlecht verbundenen Fäden be-

kam, war kein beneidenswerter Mensch. Noch schlimmer aber ging es dem armen Weber, wenn er in der Kette ein „Pferdel“ vorfand. Dieses entstand, wenn beim Scheren eine Reihe übergangen worden war. In diesem Falle musste er die Kette vom Webstuhl wieder herabnehmen und an derselben eine gedulderschöpfende Prozedur verrichten. Diese Unannehmlichkeiten wollte mein Meister seinen Webern ersparen.

Dafür aber sollte ein unschuldiger kleiner Fabrikant büssen, der mir seine Ketten anvertraut hatte.

Es war ein erhebendes, beseliegendes Gefühl, das ich bei der Arbeit verspürte. Mit jeder Handbewegung fühlte ich mich der drückenden, unerträglichen Abhängigkeit von meiner Mutter immer mehr entrückt. mit jeder Umdrehung der Winde sah ich mich meinem grossen Ziele näher. Wenn ich sechs Ketten täglich fertiggebracht hatte, so hatte ich einen Rubel, das machte sechs Rubel die Woche und 24 Rubel den Monat. Davon wollte ich für Kost und Wohnung zehn Rubel zahlen, es blieben mir vierzehn Rubel monatlich oder hundertachtundsechzig jährlich. Eine Summe, mit der ich getrost die Reise nach Deutschland antreten konnte. Inzwischen aber wollte ich ganze Nächte auf das Studium der deutschen Sprache verwenden. Jawohl, ich durfte jetzt „gojschke“ Bücher studieren, ich war frei und unabhängig. Und in toller, rastloser Hast liess ich die Winde im Kreise herumtanzen, mit ihr drehten sich meine Gedanken im Wirbeltanze. Ich sah nicht meine Mutter kommen, hörte nicht, wie sie mir zuredete, mir doch eine Weile Rast für das Essen

zu gönnen; mein Blick war wie gebannt an die herumkreisenden Winde gefesselt, der ganze Inhalt meines Denkens und Fühlens war: Geld und Freiheit.

Drei Tage vergingen in dieser fieberhaften Tätigkeit. Am Morgen des vierten Tages erwachte ich mit einem geängstigten Aufschrei. Es war ein abscheulicher Traum. Eine Menge wilder, zügelloser Pferde hatte sich auf mich gestürzt, ich war dem Ersticken nahe. Noch jetzt, da mein wachendes Auge das Tageslicht gierig einsaugte, konnte ich dieses schreckliche Bild nicht von den Augen verscheuchen. O diese abscheulichen „Pferdel", die mich so hartnäckig verfolgten, sie werden mir am Ende noch meine neugegründete Existenz, meine Zukunft, mein Glück vernichten. Aber ich durfte nicht länger meinen Gedanken nachhängen. Es war bereits nach halb sechs, und ich wollte ja punkt sechs bei der Arbeit sein. Aber wie ich aus dem Bette steigen wollte, verspürte ich einen heftigen Schmerz in den Gliedern, meine Beine waren wie gelähmt. Ich fasste an die Stirn, sie glühte und schmerzte. War ich krank? O nein, ich wollte nicht krank sein. Ich wollte hinaus, arbeiten, Geld verdienen, deutsch lernen, nach Deutschland gehen, studieren, ein grosser Mann werden. Auch verlieben wollte ich mich in eine Baronesse. Ich war garnicht verheiratet, ich hatte keine Frau, kein Kind, alles war Lug und Trug, auch die Vaterliebe war eine trügerische Erfindung, ich fühlte nichts und spürte nichts, es waren keine Fäden in der Kette gerissen, und „Pferdel" gab es überhaupt nicht. Brrr, wie die Winde so schnell herumkreist! Halt, halt,

dort ist schon wieder etwas gerissen! Wasser, Wasser, meine Kehle wollte verbrennen, o, wollte man mich denn verschmachten lassen?

Nach mehreren Wochen war ich endlich von einem schwerem Typhus geheilt. Aber ich sollte nicht zu meiner so fruchtbringenden Schertätigkeit zurückkehren. Der arme kleine Fabrikant war schon auf unabsehbare Zeit mit „Pferdeln" versehen, ein anderer Fabrikant war aber nicht so leicht zu finden.



VI.

Die Sonne stand noch tief im Osten, es war ein herrlicher Morgen. Auf dem einsamen Feldsteige, der zur Mühle führt, schritt ich rasch dahin. Endlich war ich bei der Mühle angelangt. Aengstlich wandte ich mich um. Lautlose Stille ringsumher, nirgends ein lebendes Wesen zu erblicken. Ich atmete erleichtert auf. Ich liess mich auf den um die Mühle aufgeworfenen Hügel nieder, zog ein zerknittertes Buch ohne Deckel aus dem Schafte des Stiefels heraus, blickte eine Weile in das Buch hinein, schlug es zu und begann auswendig vor mich hinzumurmeln: „Es gibt sechs Zeiten: Gegenwart, Präsens; Mitvergangenheit, Imperfektum; Vergangenheit, Perfektum; Vorvergangenheit . . . . ?“

Ich fuhr mit der Hand tastend in der Luft herum, als wollte ich nach dem mir entfallenen Worte suchen. Aber vergebens. Entmutigt liess ich die Hand sinken. Ich hatte hatte ja sonst ein so gutes Gedächtnis. Ganze Talmudseiten konnte ich nach einmaligem Durchlesen auswendig heruntersagen, und dieses verdammte Wort — ich suchte im Buche nach

— — „Plus — quamperfektum". Wie oft hatte ich es schon wiederholt und vergass es doch immer wieder. Das kam eben daher, dass ich verständnislos lernte. Was war denn so ein Plusquamperfektum, was bedeuteten denn überhaupt diese sechs Zeiten, und warum sechs, wenn es zwölf waren? — — —

Aber ich wollte mich nicht von solchen Kleinigkeiten abschrecken lassen. Die Hauptsache war, dass ich die Grammatik auswendig konnte. Und das musste mir gelingen. Hatte ich doch in diesen paar Wochen schon so viel erlernt. Ich wusste schon, dass: Affe, Bube, Bote, Drache, Erbe, Falke, Hase, Jude schwach dekliniert werden; dass: Pronomen er, sie, es, mein, dein, sein Fürwörter sind.

Das sass fest.

Und auch das andere war meinem Gedächtnisse fest eingeprägt. Wenn ich noch einige Zeit so lernte, wollte ich nach Deutschland gehen und den Leuten dort zeigen, dass sie Chammorim (Esel) seien, dass ich in einem Fingernagel mehr deutsch hätte, als sie im Kopfe. Und doch — es war eine verzweifelt schwere Arbeit, die Erlernung dieser Sprache. Was hatte es mich für Mühe gekostet, ehe ich mir das jüdisch transkribierte deutsche Alphabet verschaffen konnte. Und die vermeintliche Grammatik, mit der ich mich wochenlang abquälte, und die sich schliesslich als ein Gebetbuch entpuppte. Und als ich schon endlich eine richtige deutsche Grammatik in die Hand bekommen hatte, da machte ich nach mühevollen Versuchen die schmerzliche Entdeckung, dass ich mich ohne Anleitung mit dieser anscheinend wohlbekannten, im Grunde aber

durchaus fremden Sprache nie befreunden würde. Was nützte mir die Kenntnis des Buchstabierens, wenn ich die Worte und ihren Zusammenhang nicht verstand?

Nun, mit der russisch-deutschen Grammatik, die ich mir endlich angeschafft, ging es schon leidlich. Ich verstand zwar auch kein Russisch, wie überhaupt keine lebendige Sprache ausser meinem jüdischen Idiome. Dafür hatte ich aber ein russisch-hebräisches Wörterbuch. Wenn mir jetzt ein deutsches Wort unverständlich war, so suchte ich dessen russische Uebersetzung nach, diese ebenfalls unverständliche Uebersetzung wurde mir im Wörterbuche endlich durch das Hebräische klar.

Aber nicht immer führte mich dieses mühevolle Verfahren zum Ziele. Oft quälte ich mich stundenlang mit dem Buchstabieren und der Entzifferung der Worte ab, und wenn mir schon alles gelungen war, dann verstand ich schliesslich den Zusammenhang des Satzes nicht.

Dann die stete Angst, die Mutter könnte von meinem Treiben erfahren! Wenn sie mich jetzt, wo sie mich im Bethamidrasch fleissig beim Talmudstudium glaubte, hier bei einem „gojschken" Buche ertappen würde! —

Ich erschrack bei diesem Gedanken und sah mich unwillkürlich um. Niemand ringsumher zu erblicken. Doch — in ziemlich grosser Entfernung hob sich die Gestalt eines Bauern ab, der beim Pflügen beschäftigt zu sein schien. Nun, dieser wird mich ja nicht verraten. Im Gegenteil. Wenn dieser Goj wüsste, was

ich hier studierte, würde er sich unendlich freuen. Gewiss, der Hass der Gojim meinen Brüdern gegenüber war einzig aus dem hartnäckigen Widerstande der Juden gegen „gojschke" Bildung und Sitten entstanden. Meine Brüder würden also mit offenen Armen von ihren Nachbarn empfangen werden, wenn —

„Dsid parchatti" (auusätziger Jude).

Ich fuhr erschrocken auf. Wenige Schritte vor mir stand ein kleiner Bauernjunge, die Hände in den Taschen und die Zunge gegen mich herausstreckend. Derartige Verhöhnungen waren dem Ghettokinde sonst etwas Alltägliches, Selbstverständliches. Man ist ja „in Golus" (Exil), und schliesslich wird Gott diese Beleidiger schon strafen. Aber ich war eben kein Ghettokind mehr und fühlte deshalb in diesem Augenblicke mein Herz auf das schmerzhafteste verwundet. Wer gab diesem Bengel das Recht, mich zu verhöhnen, mich, den Bildungsbeflissenen, der doch seine Hand zur Versöhnung ausstrecken wollte? Was hatte denn dieser unwissende Junge überhaupt vor meinen Brüdern voraus, dass er sie mit einer solchen Verachtung behandeln zu dürfen glaubte?

Ein wuchtiger Stein traf meine Stirn. Als ich von Schmerz ergriffen vor mich blickte, sah ich den Jungen mit frechem Gesichte sich anschicken, einen zweiten zu werfen. Jetzt war aber meine Geduld und Besinnung zu Ende. Wie ein angeschossenes, wildes Tier warf ich mich auf meinen Angreifer und hieb mit allen Kräften auf ihn los. Da — auf das jämmerliche Geschrei seines Söhnchens eilte der Vater mit einem Spaten in der Hand vom Pflügen herbei

und bearbeitete mich mit seinem Werkzeuge so lange, bis ich besinnungslos liegen blieb.

Als ich mehrere Tage nachher schon so weit hergestellt war, um das Zimmer verlassen zu können, fand ich trostlose Verhältnisse vor. Die Mutter kam aus dem Schelten und Weinen garnicht heraus, sie konnte das „gojschke“ Buch, das man am Tage der Katastrophe bei dem Bewusstlosen gefunden hatte, garnicht verschmerzen.

Aber in eine noch schlimmere Situation hatten mich die neuesten Ereignisse gebracht. In dem Bethamidrasch hatte sich in der letzten Zeit die Aufklärung epidemisch verbreitet und man scheute sich nicht, in diesem heiligen Orte, und sogar auf den Talmudfolianten ketzerische Briefe zu lesen.

Ein solches Sakrileg durfte und konnte nicht ungerochen bleiben. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich im Lager der gottesfürchtigen Juden unserer Stadt. Eines schönen Tages wurde das Bethamidrasch überfallen, die vorgefundenen, verbotenen Bücher verbrannt, die Kompromittierten erbärmlich verhauen und aus dem heiligen Hause vertrieben. Damit war es aber bei weitem nicht abgetan. Die Parole lautete: Kampf gegen die Epikorsim bis aufs äusserste. Und so mancher Jüngling wurde infolge dieser fanatischen Verfolgung aus dem Hause seiner Eltern oder Schwiegereltern vertrieben, so manche Strasse war Zeugin, wie jemand auf die Tatsache hin, dass er als Epikores erkannt worden war, unter freiem Himmel gelyncht wurde. —

Unter diesen Unglücklichen waren es vorzüglich

zwei, gegen die sich die Verfolgungswut der orthodoxen Menge am meisten richtete: Osman und ich, die als Urheber dieser gottlosen Bewegung galten.

So ereignete sich in den letzten Tagen folgender Vorfall. Osman, auf seine Faust vertrauend, machte sich garnichts aus der gegen ihn gerichteten Verfolgung und hatte, wie stets, auch jetzt seine Taschen mit den verdächtig aussehenden Oktavbändchen gefüllt. Nun wollte aber das Unglück, dass, als er auf der Strasse ging, solch ein verdächtiges Ding aus der Tasche guckte und von den Vorbeigehenden bemerkt wurde.

Es ist unerfindlich, wozu die Leute Osman, nachdem sie ihn windelweich geschlagen hatten, noch zu dem Dajen (Rabbinatsverweser) führen wollten. Dass dieser ihn zum Tode verurteilen sollte, war bei den doch einmal bei uns herrschenden Rechtsverhältnissen nicht zu erwarten. Die Schläge hinwiederum, zu denen ihn dieser Richter in Israel hätte verurteilen sollen, hatte ihm ja die Menge bereits pränumerando verabfolgt. Indessen war es Osman glücklicherweise gelungen, auf diesem Wege nach Golgatha den Feinden zu entkommen.

Ein ähnliches Schicksal sollte mir zu teil werden, als ich mit dem verbundenen, von jener verhängnisvollen Schlacht an der Mühle arg zugerichteten Auge mich wieder auf der Strasse zeigte.

Deworeke war eine resolute Frau und nannte sich kurzweg „Gottes Kosack“. Und dies mit Recht. Denn im Kampfe für die Sache Gottes erwies sie einen Mut, der von jenen tapferen Steppensöhnen kaum über-

troffen werden konnte. Diese Frau glaubte nun, es nicht dulden zu dürfen, dass mein Vater sich vor Schande über den missratenen Sohn im Grabe herumdrehen solle. Diese Ansicht gab sie jetzt, da sie meiner ansichtig wurde, in einem Masse kund, dass im Nu ein Auflauf entstand. Ich verdoppelte meine Schritte, aber auch Deworeke hatte flinke Beine. Es entwickelte sich folgendes Bild: Voran ich, mehr laufend als gehend; mir auf dem Fusse Deworeke, ihre Ansprache fortsetzend; hinter ihr alles, was laufen konnte. So ging es in rasendem Galopp bis in meine Wohnung.

Hier ereignete sich aber etwas Unerwartetes. Meine Mutter nahm für ihren missratenen Sohn Partei gegen Deworeke, die mir bis ins Zimmer gefolgt war und sich eben anschickte, eine neue Rede vom Stapel zu lassen. Als der Streit zwischen den Frauen in Tätlichkeiten auszuarten begann, packte ich meine Verfolgerin beim Kragen und warf sie die Treppe hinunter.

Einige Tage hierauf trat ich endlich die so lange geplante Auslandsreise an, und zwar folgendermassen ausgerüstet: In der Hand ein Schnupftuch, in welchem zwei Hemden und Talles und Tefilin (Gebetmantel und Gebetriemen) eingebunden waren; in der Tasche fünf Rubel, die mir meine Freunde und Leidensgenossen zusammengeschossen hatten; in dem Paletot eingenäht hatte ich aber das wichtigste Kleinod: einen Brief von einem angesehenen Arzt an einen Bankier in Berlin.

Es war ein trüber, unfreundlicher Augustmorgen, als ich im Jahre 1884 zum ersten Male den Fuss auf

das Berliner Pflaster setzte. Und trübe und düster war es auch in meinem Herzen. Dieses ohrenbetäubende Gerassel der Wagen und die flutende, in buntem Durcheinander hin und her hastende Menge! Wie sie mich so rauh und unwirrsch bei Seite schoben. Durfte ich denn nicht einen Augenblick stehen bleiben?

„Vorwärts, hier gibt's kein Gaffen!" —

War das ein Straschnik (Schutzmann)? Ich war auch sonst von Hause aus nicht gewöhnt, das Zusammentreffen mit einem solchen Hüter des Gesetzes als ein freudiges Ereignis zu begrüssen. Denn der Bachur ist schliesslich nur ein Mensch, und als ein solcher kann er beim Verlassen des Bethamidrasch leicht vergessen haben, sein Käppchen unter dem Hute gehörig zu verbergen; oder es kann ein verräterischer Zipfel des Gürtels hinter dem Ueberzieher hervorgucken; oder es kann das Stück einer hinter dem Ohre verborgene Peie (Ohrenlöckchen) hervorblinzeln; wehe dem Unglücklichen, den der Straschnik beim Zipfel des Gürtels oder bei der Peie erwischt hat und ihn so vor die gestrenge Obrigkeit schleppt. Abgeschnitten werden die Haarlöckchen, konfisziert der Gürtel und eingesperrt und bestraft der Verbrecher gegen einen hochlöblichen Kleiderverordnungs-Ukas. Deshalb pflegt auch der Bachur, sobald er von der Ferne einen Messingknopf blinken sieht, aus purem Instinkte sich um einen Winkel von 180 Grad zu drehen, oder, wo ein Entweichen nicht mehr möglich ist, zu erbleichen und unwillkürlich nach den verdächtigen Stellen seiner Kleidung zu greifen.

Bei allem Respekte vor einem einheimischen

Schutzmann wollte es mir doch in diesem Augenblicke scheinen, als wäre er einem Berliner Kollegen gegenüber das lieblichste Geschöpf der Welt, ein Engel. Dieser Schmeerbauch, das volle Gesicht, die kerzengrade Haltung, der fürchterlich blinkende Blechhut mit dem hohen Turme und schliesslich die rohe, barsche Stimme! Ja, dieses schnarrende: „Vorwärts, hier gibt's kein Gaffen!" war das die Sprache jenes Landes, von dem mir die Dichter so viel Schönes gesungen und erzählt hatten, jenes hochgepriesenen Landes der Humanität, Zivilisation, Kultur und wie all die schönen Sachen sonst hiessen, die ihre Bewohner zu den glücklichsten, gebildetsten und freundlichsten Geschöpfen machten? — Wie sie mich so verächtlich zur Seite stiessen, diese Kulturmenschen! Was hätte ich dafür gegeben, wenn ich mich jetzt unter meinen langröckigen Brüdern befunden hätte, die ich erst vor einigen Tagen wie eine wilde Horde fliehen zu müssen geglaubt hatte!

Gewiss, ich hatte einen grossen Fehler begangen. Ich hätte mir meinen Paletot kürzen sollen. Es war doch schrecklich, mitten unter lauter kurzröckigen Menschen als der einzige Langröckige herumzulaufen. Wie mich schon wieder dieser freche Bengel so verachtend anglotzte!

Aber was brauchte ich mir da viel daraus zu machen. Wenn ich diesen Brief an den Bankier G. abgegeben hatte, so würde ich von Kopf bis zu Füssen bekleidet werden. Alsdann war ich auch ein so grosser Porez (Herr) wie dieser und jener da. Aber wo wohnte denn der Bankier G.?

„Heren Se, wie waunt da der Banker G.?“

Fort war er. Und wie verächtlich er mich angeblickt hatte! War das die vielgepriesene deutsche Höflichkeit? Oder hatte ich mit ihm nicht in korrektem, gut verständlichem Deutsch gesprochen? Wenn ich doch nur die Adresse lesen könnte! Der erste Buchstabe war ein „O“, er konnte aber auch etwas anderes sein. Wie hiess nur der Buchstabe, der wie ein „O“ aussah und doch kein „O“ war?

„Sie wollen zum Bankier G. auf der Oranienburgerstrasse?“

„Jo, Jo!“ erwiderte ich mit vor Freude und Dankbarkeit bewegter Stimme und wandte mich zu dem Stifte um, der mir hinter den Schultern die Adresse vom Briefe abgelesen hatte. „Na scheen“, begann der Stift, seinen Arm gravitätisch ausstreckend, „jehen Sie jeradeaus bis zur dritten Querstrasse, dann biejen Sie links ein, jehen Sie dann immer fort bis zum Denkmal, dann — na, dann fragen Sie halt wieder“. Ich ging geradeaus, bog links, bog rechts, fragte und suchte, und es wurde Mittag, und von einer Oranienburgerstrasse war noch immer keine Spur zu sehen.

„Kommen Sie mit, ich gehe auch dorthin.“

Ich hätte diesem Herrn um den Hals fallen mögen. Es gab doch noch edle Menschen in Berlin.

Pochenden Herzens betrat ich das Kontor des Bankier G. Einer von den vielen bei den Pulten beschäftigten jungen Leuten trat an mich heran, warf einen Blick auf den zerknitterten Brief und sagte achselzuckend: „Der Chef ist verreist, kommt erst in zwei Monaten zurück.“

Als ich auf die Strasse trat, wartete noch der Herr, der mich hierher begleitet hatte. „Was haben Sie ausgerichtet?"

Ich vermochte nicht zu antworten. Ein Tränenstrom erstickte meine Stimme. Was sollte ich jetzt beginnen?

„Kommen Sie mal mit!"

Diesmal klang das „Kommen Sie mal mit" schon etwas unheimlicher, und mit steigender Unruhe blickte ich den Herrn an. Was war denn das für ein Mann?

„Machen Sie keine Flausen, rasch, vorwärts, ich bin Kriminalbeamter."

Ich kannte die Bedeutung eines solchen Mannes nicht. Wohl aber war mir die Bedeutung von „Kriminal" genügend bekannt, um bei der Nennung dieses Wortes völlig die Fassung zu verlieren. Warum ins Kriminal? Ich war ja kein Nihilist. Ein aufgeklärter Bachur war ich, der hierher gekommen war, um seinen Bildungsdurst zu löschen.

„Den Hut herunter, Sie dummer Jude", donnerte der Polizeikommissar den vor Schrecken an allen Gliedern Zitternden an.

„Lieber G.! Ueberbringer dieses hat seine Frau und Eltern verlassen und mit seiner Tradition gebrochen um seiner Wissensgier freien Lauf zu geben, nimm dich seiner an, er kann noch eine Zierde des Judentums werden."

Der Polizeikommissar schob den Brief zornig bei Seite. „Haben Sie Reisespesen?" Ich verfügte über ein Barvermögen von fünf Pfennigen. Der Beamte war ausser sich vor Entrüstung. Die polnischen Juden

wollten seiner Ansicht nach das deutsche Reich fechtend zu Grunde richten.

„Machen Sie, dass Sie fortkommen aus Berlin, sonst sperren wir Sie ein!"

Nach einer wochenlangen Fusswanderung stand ich endlich vor dem weiss-rot-blauen Schlagbaume. Ein schmales Geländer führte dorthin. Sonst war er ein gefürchteter und gefährlicher Mensch, der Mann da drüben mit der Büchse in der Hand. Mein halbes Vermögen hatte ich bei der Herreise hingegeben, um mit einem solchen Menschen nicht in Berührung zu kommen. Jetzt aber fürchtete ich ihn nicht mehr. Ich fürchtete überhaupt niemand und nichts mehr, mir war jetzt alles gleich. Wenn ich nach Hause zurückkam, wollte ich Schnaps trinken und vergessen, alles vergessen. Das war wahrhaftig eine herrliche Erfindung, dieses edle Nass, das alle Wunden und Schmerzen des Herzens so leicht und schnell heilte.

„Stoj (halt)!"

Ich fuhr bei diesem Rufe erschrocken zusammen. Wie war ich nur über das Geländer gekommen? O weh, was fasst er mich so fest am Genick! Hilfe, Rettung! Nein, nein, ich wollte mich nicht gefangen nehmen lassen! — — — —

Als ich nach einer mehrwöchigen Wanderung durch die verschiedensten Gefängnisse eines Tages an der Spitze eines Transportes von Verbrechern mit eisernem Schmuck an den Händen durch die Strassen meines Heimatortes geführt wurde, da frohlockten nicht meine orthodoxen Gegner über das Gericht Gottes an dem Epikores, der nach dem Auslande ge-

gangen war, um sein Volk, seinen Gott zu verraten, ein „Datsch“ zu werden. Stumm starrten sie diese Jammergestalt an, die mehr einer ausgegrabenen Leiche, als einem lebenden Wesen glich.

Die Behörde erblickte in meiner Reise nach dem Auslande die Absicht, mich der Militärpflicht zu entziehen, der ich nächstes Jahr Genüge zu leisten hatte. So wurde ich nach der Haftentlassung in den Tempel geführt, wo ich vor dem Natschelnik (Polizeimeister), dem Rabbiner und einer dichtgedrängten Volksmenge den feierlichen Eid ablegen musste, in der Heimat zu bleiben, bis mich das Vaterland rufen würde. So ungefähr hatte ich mir den Sinn der mir unverständlichen russischen Eidesformel zurechtgelegt. Damit es mir aber nicht einfiele, diesen heiligen Eid zu brechen, wurde ich unter Polizeiaufsicht gestellt. Das war ein verhängnisvoller Schlag für mich. Einer unweit L. gelegenen Ortschaft zuständig, wurde mir fortan als einem Verbrecher, wozu mich das rote Büchel stempelte, der Aufenthalt in L., dem Wohnsitz meiner Mutter, untersagt. Fortan musste ich vor dem Schlafengehen stets darauf gefasst sein, bei Nacht und Nebel aus dem Bett geholt zu werden, ins Gefängnis zu kommen und zu einer Strafe wegen Uebertretung der Ausweisungsverordnung verurteilt zu werden, um nach der Haftentlassung wieder von neuem bei demselben Verbrechen erwischt zu werden.

Eines Morgens wurde ich aus dem Gefängnisse dem Natschelnik vorgeführt mit einem von Wunden völlig entstellten Gesichte. Wiewohl bereits ein Stammgast des Gefängnisses von L., war ich doch der

im Bereiche dieser Räume unbeschränkt herrschenden Diebeskaste bis jetzt noch immer ein Fremdling geblieben. Ich war eben ein ehrlicher Gimpel, ein Schuft. Als ein solcher wurde ich, sö oft ich in diese Anstalt kam, erbarmungslos verhauen. So hielt es nämlich diese ehrenwerte Genossenschaft mit einem jeden Neuankommenden, der nicht auf eine nennenswerte Praxis auf dem Gebiete ihres Berufes hinzuweisen vermochte. Als ich nun gestern gegen Mitternacht ins Gefängnis gebracht worden war, war mir ein angesehener Dieb mit einem eisernen Topfe entgegengetreten und hatte mir damit einige wuchtige Hiebe über den Kopf versetzt, so dass ich bewusstlos zusammengebrochen war.

Der Natschelnik war noch nicht zur Stelle. Indessen nahm der Sekretär das Protokoll auf. Eine ganze Menge von Verbrechen hatten sich zusammengehäuft. Mehrere Wochen hatte ich es unterlassen, die Polizei von meiner Existenz in Kenntnis zu setzen. Nun wurde ich wiederum in L. angetroffen. Wollte denn dieser verfluchte Jude der Polizei trotzen? Noch wütender wurde der Sekretär, als ich im jüdischen Idiome, der einzigen Sprache die ich beherrschte, mich zu verteidigen versuchte. Wenn der Beamte keinen Rubel sah, verstand er kein Wort jüdisch.

Ein Herr trat ein. Es war ein Jude und gehörte zu den reichen „Datschen". Aus der wenig sanften Art, in der der Beamte mit mir verfuhr, mochte der Herr gemerkt haben, dass ich kein gewöhnlicher Dieb war. Kurz, er wurde neugierig und liess sich meine Verbrechergeschichte von dem Sekretär erzählen.

Nach der Haftentlassung hatte ich mit einem einflussreichen Freunde dieses „Datschs" eine längere Unterredung, deren Resultat ein klar entworfener Plan war zu einer zweiten Auslandsreise, aber höheren Stiles: diesmal sollte ich nach Paris gehen. Für die paar hundert Francs Reisespesen und die nötigen Empfehlungsschreiben wollte schon dieser Gönner sorgen. So ungefähr mag einem am Galgen Zappelnden zu Mute sein, wenn er durch einen Gnadenakt plötzlich dem Leben wiedergegeben wird. — — — —

Wochen vergingen und der Tag der Rekrutenaushebung nahte heran, ein Tag des Jammers und Wehklagens für das Haus Israel. Dort zieht ein Mütterchen händeringend und laut jammernd durch die Strasse: „Sie haben meinen Sohn genommen!" Ihr auf dem Fusse folgt eine Menge bestürzter Männer und Frauen, die dem verlorenen Sohne das letzte Geleit geben nach jener Richtstätte, wo über Tod und Leben entschieden wird, ob der Sohn zu seinen Eltern, der Gatte zu seiner Frau, der Vater zu seinen Kindern, der Talmudjünger zu seinen heiligen Büchern zurückkehren darf, oder ob er in die Kaserne abgeführt und an das Ende der Welt, dort unten zu den Tutern (Tartaren) geschickt werden soll, um unter rohen Horden, deren Sprache er nicht kennt, deren Sitten ihm ein Greuel sind, gepeinigt, gemartert zu werden.

„Oi wai geschrien, Moische!" höhnt ein Trupp betrunkener „gojschker Datschen", das verzweifelnd ringende Mütterchen umzingelnd und nach ihr schlagend. Es sind Rekruten.

Es war am Vorabende dieses verhängnisvollen Tages. Eine grosse Anzahl der Ghettosöhne hatte auf den an sie ergangenen Ruf hin, sich morgen dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen, bereits Reissaus genommen. Dem einen war das Loch, das er sich durch ätzende Salben in die Brust gebrannt hatte, noch nicht tief genug, um daraufhin womöglich befreit zu werden. Dem anderen war der Kopfschmuck, der künstlich erzeugte Grind, noch nicht schön genug, um sich damit vor einer hochlöblichen Assentkommission präsentieren zu können. Wieder ein anderer bemerkte nach monatelangem Fasten, Wachen und Einnehmen von Abführungsmitteln noch etwas Fleisch auf den Knochen, mit dem er selbstverständlich vor die Kommission sich nicht wagen durfte. Schliesslich gab es so manchen, dem der neue, vom Gouverneur plötzlich hergesandte Arzt wenig Vertrauen einflösste. Er war ein Kelew (Hund), er nahm kein Geld. Diejenigen aber, die im Vertrauen auf ihr bei einer kaiserlich russischen Assentkommission deponiertes Geld und auf ihre tadellosen Fehler daheim geblieben waren, versammelten sich am Abende im Bethamidrasch oder in Privatbethäusern und verbrachten die Nacht mit Weinen und Thilimsagen (Psalmenrezitieren) und Flehen zu Gott, dass er sie retten solle aus Gojims Händen.

Auch ich wollte diese Nacht nicht schlafen. Zwar hatte mein Grossvater, der grosse Rabbi Fischele, seinen Nachkommen den zweifachen Segen hinterlassen, dass: erstens der Dalles nie von ihnen weichen sollte, da der Reichtum nach Ansicht dieses Heiligen

leicht vom frommen Wege ableiten könnte, dass sie zweitens von Gojims Händen befreit bleiben sollten. Da der erste Segen sich so treu bewährt hatte, lag eigentlich gar kein Grund vor, an der Kraft des zweiten zu zweifeln. Aber schliesslich konnte ein Gebet zur rechten Zeit nicht schaden. So erhielt ich von der Mutter die Erlaubnis, die Nacht im Bethamidrasch zuzubringen.

Es war schon spät, als ich meine Mutter mit einem „git Nacht“ verliess. Ich konnte die Tränen nicht unterdrücken. Es sollte ein Abschied für lange Zeit sein. — — —

Die Strassen waren bereits menschenleer. Hie und da wurde die tiefe Stille durch einen aus einer Kneipe herausdringenden wüsten Lärm und Gesang betrunkener „Gojim“ gestört.

„S' is mir alles ans,
Ob i Geld hob oder kans,
Wenn i Geld hob, trink i ans,
Wenn i kans hob, trink i kans “

Ich verdoppelte erschreckt meine Schritte. Die Nähe dieser „gojschker Datschen“ erweckte in mir den Gedanken an Knochenbrüche, Messerstiche und ähnliche angenehme Dinge.

Ich blieb wie gebannt stehen. Dumpf klangen die klagenden Töne der Psalmenrezitierenden in die stille Nacht hinaus.

> „Und du, o Herr, mein Beschützer, bleibe nicht fern, eile mir zu Hilfe herbei. Rette vor dem Schwerte mein Leben, vor dem Hunde meine Seele. Hilf mir aus dem Rachen

des Löwen, und gegen die Hörner des wilden
Stieres stehe mir bei!“

Wie mächtig diese Worte mein Herz ergriffen! Auch ich befand mich jetzt in höchster Not. In dieser Nacht sollte sich mein Schicksal entscheiden.

Jener Gönner, der mir versprochen hatte, mich nach Paris zu schicken, hatte bis jetzt noch keine Zeit gefunden, sich für diese Angelegenheit zu interessieren. Und der Tag der Rekrutenaushebung, jenes Ungeheuer, das mich zn vernichten drohte, rückte immer näher heran. So waren heute meine Freunde zusammengetreten und hatten beschlossen, mich zunächst in Sicherheit zu bringen. Ich sollte diese Nacht zur Grenze fahren und in Krakau auf die Erledigung meiner Angelegenheit warten.

Horch, schwere Tritte erschallen auf dem Strassenpflaster. Eine Patrouille. Ich hielt den Atem an. Wenn sie mich ergriffen, war ich verloren. Einsperren, morgen vor die Assentkommission bringen, und aus wäre es. — — Ich atmete erleichtert auf. Sie hatten mich nicht bemerkt.

Endlich war ich ans Ziel gelangt. Im Hause Jossele's waren bereits meine Freunde zahlreich versammelt, um Abschied zu nehmen.

Es war rührend, mit welcher Opferwilligkeit sich diese Jünglinge in der letzten Zeit meiner angenommen hatten. Als die Idee von der Pariser Reise aufgetaucht war, da brachte einer Stoff zu einem Ueberzieher, der andere liess ihn nach modernem Schnitte anfertigen, ein Dritter verschaffte einen Passierschein für die Grenze. Und als endlich heute die Abreise

beschlossen war, wurden schnell zwanzig Rubel zusammengeschossen. Osman aber, der materiell nichts tun konnte, hatte eine Abschiedsrede geschrieben, die er jetzt vorlas. Sie war deutsch, aber in jüdischer Schrift abgefasst, da er trotz der Fortschritte, die er in letzter Zeit in dieser Sprache gemacht hatte, noch immer noch nicht das deutsche Alphabet schreiben konnte.

„Mein Freund!

Wie soll ich dich beklagen, dich beweinen? Ich sehe dich kämpfen zwischen Leben und Tod, finstere Tage nahen für dich heran. Der freie Geist soll unter dem Druck des Tyrannen sich beugen, ein wilder Asiat soll der Leiter deiner grossen Seele werden. Soll das dein Loos sein, mein Teurer, Einziger? O ich werde wahnsinnig, ich bin zu heftig bewegt, allzu stürmisch wallt das Blut in meinem Innern. O Himmel und Erde, bringt Hülfe! Eine grosse Seele liegt röchelnd, ringend zwischen Licht, Finsternis, Hoffnung und Verzweiflung. Deine Aerzte vergiften dich mit süssen Tropfen der trügerischen Hoffnungen. Durch den Zauber ihrer Lippen lassen sie dich emporschwingen, drücken aber die Augen zu bei deinem Herunterstürzen. . . Der Landmann bebaut seinen Acker, ohne zu wissen, ob die Saat gedeihen wird. Die Menschheit vermischt sich, um das Geschlecht fortzupflanzen; man verbreitet die Bildung unter den Kindern, arbeitet für die ungewisse Zukunft. Die Astronomen erspähen Sterne, die für uns nie leuchten werden. Und auf diese herrliche Knospe,

diesen Volkssohn, den Kämpfer für seine Brüder achtet niemand! Muss ich glauben, dass die Zukunft dir immer dunkel bleiben wird? Aber ich will an der Zukunft nicht verzweifeln. Dem Meere gleich enthält sie ungeheure Kreaturen, die ihren Rachen öffnen, um uns zu verschlingen. Aber sie birgt auch schöne Perlen und kostbare Schätze. Hinweg, ihr düstere Gespenster! Ich will von der Vergangenheit, die ewig wahr bleibt, entscheiden. Ich sehe den göttlichen Gesetzgeber von seinen Schafen scheiden und Gottes Licht empfangen. Dort zerstreut Elisa seine Heerden, um Elias nachzueilen. O, ich werde entgeistert, zu sehr reisst mich diese Offenbarung hin. Genug, es ist Hoffnung vorhanden, Freund! Hinaus in die fremde Welt! Hier ist es so schwül, die Luft verpestet. Was hast du hier? Lass deine Toten in ihren Ruhestätten. Dieses Land erinnert dich nur an eine unselige Vergangenheit, jedes Haus, jede Stelle zeigt dir andere Schmach. Wir Menschen sind nicht wie die Pflanzen, die nur ein einziges Klima ertragen. Schon sehe ich die Mauern, welche sich gegen dich türmen, der Schall des Lebenskampfes dringt mir ins Ohr. Hinaus ins Schlachtfeld und fordere dein Jahrhundert in die Schranken!“

Am nächsten Abende traf ich in Krakau ein.

Wochen bangen Harrens und Wartens waren vergangen. Der Gönner hatte noch immer keine Zeit gefunden, seinen Versprechungen nachzukommen. Als ich endlich den letzten Rubel gewechselt hatte, erhielt ich die Mitteilung, der Gönner bedaure sehr, sich von dieser Angelegenheit zurückziehen zu müssen.

Unweit Krakau liegt das Dorf W. Hier wohnte ein Schankwirt, namens Moschele Piok (Säufer). Bei diesem trat der Obdachlose als hebräischer Lehrer ein.

Ein schmales, enges Zimmerchen. Die Bewohner: Moschele Piok, ein halb ergrauter Mann; seine Frau, eine junge, stattliche Dorfschöne; deren Söhnchen, mein Schüler; eine junge, hübsche Schwägerin, um derentwillen ein unternehmungslustiger Vorgänger erst vor kurzem an die frische Luft gesetzt worden war. Darauf glaubte Moschele Piok seinen neuen Lehrer am ersten Abend vor dem Schlafengehen aufmerksam machen zu müssen. Aber dieser Wink war für mich ganz überflüssig. Zwischen einem Hühnerkäfig und einem einen entsetzlichen Geruch ausströmenden Krautfasse auf dem Erdboden liegend, war ich zu allem eher als zu einem galanten Abenteuer aufgelegt. Mein einziger und höchster Wunsch in dieser schlaflosen Nacht war, frei zu atmen. Da dieses bei der verpesteten Luft des überheizten Zimmers absolut nicht gehen wollte, flüchtete ich mit meinem Strohsack in den Hausflur, wo ich die eiskalte Winternacht verbrachte. — — — —

So lagen die Dinge, als ich in Krakau einem öffentlichen Vortrage des dortigen jüdischen Predigers beiwohnte. Er sprach über Moses Mendelsohn und klagte, dass unsere Zeit einen solchen Volkssohn nicht aufzuweisen hätte. Darauf setzte ich mich nieder und schrieb an diesen Prediger. Wenn unsere Zeit vergebens nach einem Mendelssohn schmachtete, so war es wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich war ja gerne

bereit, jenen Volkssohn zu ersetzen. Was aber tat das Volk für mich? Nichts tat es. Es liess mich bei Moschele Piok verschmachten, verkommen.

Der Brief war in einem gewandten Hebräisch geschrieben und machte Eindruck. Gewiss, ich durfte nicht bei Moschele Piok verkommen, ich sollte nach Wien gehen, in das Bethamidrasch des Lectors W. eintreten. An ihn gab mir der Prediger eine Empfehlung. Da zu gleicher Zeit aus Lodz eine neue Geldsendung eintraf, konnte ich bald darauf die Wiener Reise antreten.

Im Eisenbahncoupé schloss sich mir ein galizianer Jude an, der behufs einer Kehlkopfoperation nach Wien reiste.

„Und wozu fahrt Ihr nach Wien?"

„Studieren."

Der Galizianer zuckte mitleidig die Achseln. Auf so etwas gäben die Wiener nichts. Zu diesen müsste man mit einer Krankheit kommen, einer schweren, und zwar schwarz auf weiss bestätigt. Er zog ein Paket Briefe aus der Tasche und begann vorzulesen. Ich vergass in diesem Momente die wenig trostreiche Zukunft, die mir nach dem Urteil dieses Mannes in Wien bevorstand. Mitleidsvoll hörte ich die Aeusserungen der berühmtesten Aerzte über das Uebel dieses Mannes, das als hoffnungslos bezeichnet wurde. Als er endlich fortfuhr, von den guten „Geschäften" zu sprechen, die er in Wien mit diesen Zeugnissen zu machen hoffte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm darüber Vorwürfe zu machen, dass er in einem so hoffnungslosem Zustande noch ans Schnorren dachte.

Der Galizianer lachte laut auf: „Hast ein Schote (Narr)! Ihr meint wirklich, dass ich bin krank? Es hebt sich garnicht an (keine Spur).“ — —

Er erging sich in eine lebhafte Schilderung, wie schlau er es angefangen hatte, um in den Besitz dieser Zeugnisse zu gelangen, und wie er sie ausnutzen wollte. Wien war für ihn ein goldner Boden. Wohltätigkeitsanstalten in Hülle und Fülle, und Privatwohltäter — er hatte hunderte von Adressen aufgezeichnet.

Aber dies alles war noch garnichts. Er wusste einen neuen, ganz vorzüglichen Trick. Man sucht ein Kaffeehaus auf, je nobler, desto besser. „Kellner, eine Melange!“ — Alsdann zündet man sich eine feine Zigarre an und lehnt sich so zurück — dabei warf er den Kopf auf die Lehne der schmalen Coupébank spreizte die Beine behaglich übereinander und machte ein Gesicht, als ob er eine Million in der Tasche hätte. — Wenn man nun die Gäste genügend gemustert hat, beginnt man zu seufzen, leise, etwas höher, noch höher, bis jemand der Gäste aufmerksam wird. Was mag dem fehlen? Scheint ein nobler Herr zu sein, raucht so eine feine Zigarre. Fragen wir einmal. „Was fehlt Ihnen denn?“ — „Nichts, nichts. Oder doch, wenn Sie schon einmal gefragt haben, bitte, setzen Sie sich. Sie rauchen doch? Aber bitte sehr, gar keine Umstände, eine hochfeine Zigarre, aus Warschau, Petersburg, Odessa mitgebracht. Bin nämlich von dort her, ein steinreicher Fabrikant, Gutsbesitzer oder so etwas. Ein Konkurs, ein Brand, eine Flucht, wegen nihilistischen Verdachtes, eine

Ausplünderung, ein Diebstahl, momentane Geldnot — — und im Nu ist ein solcher Haufen Gulden zusammen. Er liess zwischen den beiden übereinander gelegten Händen einen ziemlich grossen Raum entstehen. — — —

Das Bethamidrasch des Lectors W. hatte gar keine Aehnlichkeit mit den gleichnamigen Instituten meiner Heimat. Nur wenige Stunden des Tages war es geöffnet, und auch in dieser kurzen Zeit wurde garnicht „gelernt“, sondern vorgetragen. Aber es war mir schon recht. Ich war ja nicht nach Wien gekommen, um Talmud zu studieren. Die Hauptsache war für mich die Protektion des Lectors W., die mir auch ein Stipendium von einem Gulden monatlich einbrachte. Das noch Nötige sollte ich mir bei der Alliance Israélite verschaffen. Und zwar riet mir mein Protektor, mir zu diesem Zwecke ein Gesuch schreiben zu lassen. Ich fühlte mich durch diese Zumutung beleidigt. Wie heisst, schreiben lassen? Ich verstand ja mindestens so viel Deutsch, um selbst ein Gesuch schreiben zu können. Wer konnte übrigens meine Gefühle so packend zum Ausdruck bringen, als ich selbst? Nun, ich wollte dem Lektor zeigen, was ich vermochte. Und ich setzte mich hin und schrieb:

„Hoher Allianz! Rechelend unter die Trümmer des Missgeschicks, kämpfend zwischen das Dasein und Vernichtung, werfe ich mich in Euren Armen, um Rettung und Erbarmen zu erflehen . . . . . .“

So ging es mehrere Seiten fort. Als ich endlich dieses Gesuch in ein Couvert gesteckt hatte, machte ich mich, im Bewusstsein, eine grosse Tat vollbracht

zu haben, zur Allianz auf und warf mein Schriftstück in den vor der Tür hängenden Briefkasten hinein.

Als ich am nächsten Morgen den Weg zur Allianz antrat, nahm ich vorsichtshalber eine Abschrift des Gesuches mit. Man konnte nicht wissen. Am Ende waren die Leute imstande, mir die Autorschaft dieses Meisterwerkes abzustreiten. Im übrigen war ich fest entschlossen, ein kleineres Stipendium als 30 Fl. monatlich nicht anzunehmen. Ich brauchte so viel.

Bei meinem Eintritte fand ich den Sekretär mit einem nach Art polnischer Rabbiner gekleideten Mann in folgender Unterhaltung begriffen:

„Was sind Sie?"

„Wie heisst, was ich bin? Ein Lamden (Gelehrter), ein schöner Jüd bin ich."

„Das sehe ich, aber was machen Sie denn zu Hause?"

„Was heisst, was ich mach? Ich sitz und lerne."

„Schön, aber was wollen Sie denn in Wien?"

„Was heisst, was ich will in Wien? Da haben Sie und lesen Sie." Er legte ein Pack Briefe auf den Tisch, die beweisen sollten, dass er bis auf's Hemd abgebrannt war. „Es tut mir leid, wir können Ihnen nicht helfen." Der arme Mann war ganz fassungslos. Ihm, dem Lamden, dem schönen Jüd, wollte man nicht helfen, während man „Chaser-fressende Datschen" mit jüdischem Gelde fütterte. Er wollte es in alle Welt hinausschreien, wie die Allianz mit ihrem Gelde wirtschaftete.

„Und was ist mit Ihnen?" wandte sich der Sekretär an mich, nachdem der tobende Mann entfernt worden

war. Ich griff zagenden Herzens nach meiner Kopie. „Ach so, Sie haben diesen Brief geschrieben. Kommen Sie mal her, näher, noch näher. Hier haben Sie Ihren Wisch zurück . . . . . . Wenn Sie ein Gesuch einreichen wollen, so schreiben Sie kurz, wer Sie sind und was Sie wollen, aber in einer lesbaren Schrift. Die da kann kein Mensch lesen." — — — —

Ich hätte diesen dicken Sekretär totschlagen mögen. Was hatte er denn gegen mein Gesuch? Eine schlechte Handschrift? Nun, auch Schiller hatte eine schlechte Handschrift. Und war doch Schiller. Und nun zu gross! Sollte er doch einmal versuchen, ein so grosses Gesuch mit so vielen erhabenen Gedanken zu schreiben. Aber wenn er es kurz haben wollte, sollte er es auch kurz haben. O, ich konnte auch kurze Gesuche schreiben. Ich brauchte nur die minder erhabenen Gedanken aus meinem Konzepte streichen und das Gesuch war kurz. Aber doch — so einfach war die Sache nicht. Einen minder erhabenen Gedanken, wo fand ich diesen? Sollte ich etwa den ersten Satz streichen? Nein, nein, das ging nicht, das wäre ein Sakrileg, ein ruchloser Mord gewesen. „Rechelend unter den Trümmern des Missgeschickes —" wie erhaben das klang! Nein, gegen diesen Satz hatte dieser gefühlvolle Sekretär gewiss nichts einzuwenden. Im Gegenteil, er war durch ihn gerührt. Und die übrigen Sätze, waren sie nicht ebenso erhaben wie die ersten? Sollte ich etwa die Schilderung des Kampfes streichen, den ich für mein unglückliches Volk bis auf den letzten Blutstropfen auszufechten entschlossen war? Und dennoch musste

ich streichen. Mein Herz blutete, und ich musste doch streichen.

Die Allianz war der Ansicht, dass das Judentum ganz gut ohne diesen tapferen Kämpfer fortbestehen werde, und lehnte mein Gesuch ab.

Die paar Rubel waren schnell zusammengeschmolzen und mit ihnen schwanden Mut und Hoffnung.

Eines Abends schlenderte ich planlos durch eine belebte Strasse Wiens. Plötzlich blieb ich vor einem hellerleuchteten Kaffeehaus stehen. Wie, wenn ich es mit dem Kniffe jenes Galizianers versuchen würde? Ich zählte meine Barschaft. Es waren nur noch einige Sechserl. Jedenfalls konnte ich nicht in Verlegenheit kommen. Ich war wie geblendet. Das elektrische Licht und die musternden Blicke ringsumher; ja, wussten denn die Leute schon, weswegen ich kam?

„Kellner, eine Melange!"

Ich gab mir die grösste Mühe, den schnarrenden, befehlenden Ton des Galizianers nachzuahmen. Aber vergebens. Mit schüchterner, fast flehender Stimme trug ich dem mich zweifelnd musternden Kellner meinen Wunsch vor, er möchte mir ein Glas „Kawe" bringen.

Der erste Teil meines Debüts war also misslungen. Auch mit dem vornehmen Zurücklehnen wollte es nicht recht gehen. Auch hatte ich keine Zigarre bei mir. Dafür wollte ich aber den zweiten Teil gut machen. Denn seufzen konnte ich; wenn es nötig war, wollte ich auch weinen. Es war mir gar nicht anders zu Mute bei dem Gedanken an das Ver-

sprechen meiner Wirtin, mich vor die Tür zu setzen, wenn ich nicht morgen zahlen sollte. Aber wunderbar! Auch seufzen konnte ich nicht; leise ging es schon, aber laut, — das war eben ein zu tiefer Sprung vom zahlenden Gaste zum Bettler. Dagegen bäumte sich mein Ehrgefühl.

„Kellner, zahlen!“

Diesmal hatten meine Worte einen stolzen, selbstbewussten Klang. Ich war ein ebenso nobler Gast, wie die andern. . . .

* * *

Ein Augusttag. Die Sonne war bereits untergegangen, als ich in Stuttgart einzog. Um kein Aufsehen zu erregen, hatte ich vor dem Tore der württembergischen Hauptstadt den Eintritt der Dämmerung abgewartet. Es kannte mich zwar niemand in der Stadt. Dennoch konnte ich es nicht übers Herz bringen, mich mit den sohlenlosen Stiefeln und Einsicht gewährenden Beinkleidern den Blicken der Leute auszusetzen. Die Sonnenglut, die mangelhafte Nahrung, das Kampieren unter freiem Himmel, meine widerstandsunfähige Konstitution und zuletzt der Seelenschmerz — es war unglaublich, welche zähe Kraft der Dämon Leben hatte. So oft ich daran ging, von der verschwindend kleinen Summe von Hoffnungen die ungeheure Summe Leiden abzuziehen, so dehnten sich plötzlich die Hoffnungen gewaltig aus, und es

musste mit dem Teufel zugehen, wenn mir nicht noch ein beträchtlicher Rest blieb, gross genug, um noch das Leben lebens- und strebens- und leidenswert zu finden. Vielleicht konnte es mir am Ende doch gelingen, irgend eine Stadt zu finden, die sich des Bildungsbeflissenen annehmen und ihn studieren lassen würde. Vielleicht . . . .

Ich hatte heute noch keinen Bissen im Munde gehabt, und meine müden Glieder sehnten sich nach Ruhe, wenn ich doch nur fünfzig Pfennige für ein Nachtquartier gehabt hätte! Mein winziges Gepäck war längst vertan, und bloss, wie ich war, nahm mich kein Gastwirt ohne vorherige Zahlung auf. Wenn mir jemand auf meinen Zwicker hätten etwas borgen wollen. Ich hatte mich von ihm wegen der Kurzsichsigkeit bis jetzt nicht trennen können. Aber es blieb mir jetzt nichts übrig, es musste geschieden werden.

Vor einem Vorkostladen sass ein Mann in Hemdsärmeln und atmete behaglich die kühle Nachtluft ein. Ich trat auf ihn zu. Wo man hier eine billige Herberge fände? Der Mann erteilte bereitwillig Auskunft, und es entwickelte sich so ein kleines Gespräch. Endlich glaubte ich schon, auf mein Ziel losschiessen zu dürfen.

„Kennen Sie mir nicht auf diesen Penzne fünfzig Pfennige borgen?“

„Sie Strolch! Diebesgesindel! He Schutzmann! halt!“

Ich hörte nichts mehr. Ich eilte, so gut ich laufen konnte, in Todesangst davon, querein, queraus, bis ich mich endlich sicher wusste. Ich fühlte mich dem

Zusammenbrechen nahe; aber ich durfte nicht rasten, ich musste etwas tun. Ein Gedanke fiel mir ein. Ich hatte eine Adresse an einen Landsmann, einen Missionar. Der gab Geld. Ob ich ihn zu dieser vorgerückten Stunde treffen würde? Jedenfalls wollte ich es versuchen. Ich traf ihn und erhielt eine Mark.

Am nächsten Abende stellte ich mich dem Leiter eines Missionsseminars vor, das sich in einem Dorfe bei Stuttgart befand. Er war ein alter Herr und fragte gern. Ob es bloss die Not war oder auch die Ueberzeugung, die mich hierher trieb? Ich gestand aufrichtig, dass es einzig die Not war. — — —

Ich hatte schon lange nicht in einem so weichen und sauberen Bette geruht. Dennoch wollte kein Schlaf über meine Augenlider kommen. In meinem Innern ging es stürmisch her. Ich hatte mir schon so oft gesagt, dass der Schritt, den ich da zu tun im Begriffe war, gar nicht so ungeheuer war. Ich wollte eine Religion verleugnen, zu der ich doch tatsächlich nicht mehr gehörte. Oder hatte mich die Mutter nicht schon längst als einen Abtrünnigen beweint, um mich wie um einen Toten getrauert? Und die arme Frau hatte auch von ihrem Standpunkte recht. Es gab nur ein orthodoxes talmudisches Judentum. Jene modernen Juden aber, die ihren Talmud nicht kannten und die Zeremonialgesetze entweder garnicht oder nach Massgabe der Verhältnisse ausübten, durften kaum noch den Anspruch auf den Namen „Jude“ erheben. Das jüdische Religionsgebäude war eben so zusammengefügt, dass mit dem Herausziehen eines einzigen Ziegels das ganze Gebäude zusammenstürzte. Dieser

Zusammensturz war bei meiner Religion schon längst erfolgt. Es blieb nur noch das Gewissen, das sich in diesem schmutzigen Religionsschacher nicht zurechtfinden konnte. Das war ein gemeiner Betrug. Aber wer betrog denn nicht? War denn das Leben überhaupt ohne Betrug möglich? Oder wer würde in meiner Lage anders handeln? Das waren alles recht schöne Gedanken. — Wenn nur nicht das Herz dagegen gewesen wäre, dieses launenhafte Ding, das sich so ganz und gar nicht um Vernunftschlüsse und Notwendigkeit kümmerte und mit seinem trotzigen Veto das felsenfeste Vernunftsgebäude zusammenwarf. Dieses Herz rief mir gebieterisch zu: Du sollst nicht!

Und ich konnte diesem Rufe nicht widerstehen. Mit dem Abfall von dem orthodoxen Judentum hatte ich zwar einen frevelhaften Schritt getan, aber meine Familie war noch nicht entehrt. Man durfte sich noch nach dem Gesetze mit ihr verschwägern, der Schandfleck war noch austilgbar: die Brücke war hinter mir noch nicht ganz abgebrochen. Mit der Taufe waren aber alle menschlichen Bande zwischen mir und den Meinigen zerrissen. Und in dieser Welt entehrt, trauerte dann meine Mutter, von Gram und Jammer gebeugt, bis ins Grab.

Durfte ich mein persönliches Wohl um einen solchen Preis erkaufen? Und wie, wenn mir dieser Schritt die erhoffte Ruhe nicht bringen würde? Wenn das Gewissen sich gegen mich erheben und mir alle Freude an dem Glück, das ich zu finden gehofft hatte, vergällen sollte?

Jawohl das Gewissen! Das war kein vorüber-

gehender Betrug, über den man sich im Leben leicht hinwegsetzte. Von nun an sollte ich das ganze Leben hindurch wie ein Galeerensklave mich mit diesem Verrat herumschleppen. Jawohl, Verrat war es, in das Lager seiner Blutfeinde überzugehen. Es lag eine Kluft zwischen Jude und Christ, die durch die Taufe nicht überbrückt wurde. Mit der Muttermilch hatte das Ghettokind die Erinnerung an die schmachvollen, fluchwürdigen jahrhundertelangen Verfolgungen eingesogen; und die Verhöhnungen und Schläge, die mir die Berührung mit den Angehörigen dieser „Religion der Liebe" stets eingebracht hatten, waren nicht geeignet, den tief im Blute sitzenden Groll zu beschwichtigen. —

Graues Tageslicht drang bereits durch das Fenster. Kalte Schweisstropfen lagen auf meiner Stirn. Was sollte ich tun, was lassen? Draussen hoffnungsloses Elend, sicherer Untergang, hier eine sichere Unterkunft und Erreichung meines Zieles: ich konnte nach Herzenslust studieren. Aber nein, das ging doch nicht. Höher als das Studium stand mir — ja, war es die Ehre oder das Mitleid mit meiner Mutter? — Gleichviel, ein undefinierbares, mir selbst dunkles Gefühl bäumte sich gegendiesen Schritt. Und ich musste diesem Gefühl gehorchen.

Es war noch kein Mensch zu erblicken, als ich ohne Abschied die Missionsanstalt verliess und die Dorfstrasse entlang zog, um die Landstrasse zu erreichen. Nach Paris . . . . . .

Der Weg nach Paris führte über Mannheim Hier wurde ich als Landstreicher aufgegriffen und ins

Gefängnis gebracht. Es war sauberer als irgend ein russisches Gefängnis, ich bekam auch keine Schläge. Dafür musste ich aber tagsüber Holz sägen. Meine Hände waren wund gerieben, und ich sägte weiter.

Endlich kam die erlösende Nacht, und auf der Pritsche sann ich über meine Lage nach. Man wird mich nach Russland zurückschicken. Das wollte ich nicht. Ich wollte überhaupt nichts mehr, ich hatte genug. Wenn man keine Nahrung zu sich nimmt, stirbt man; ich wollte keine Nahrung zu mir nehmen. Ich ass und trank und sprach nicht mehr.

Es vergingen so acht Tage und acht Nächte, und ich beharrte noch immer bei meinem Entschlusse. Am neunten Tage wurde ich ins Hospital geschickt. Ich litt an „Selbstmordmanie“, und es galt, dem Verhungernden auf künstlichem Wege Nahrung einzuflössen.



VII.

An einem Herbsttage kam ich nach Oswiecim. Ein Jahr war seit meiner Abreise aus Lodz verflossen, ehe ich mir klar wurde, was ich eigentlich wollte und sollte. Jetzt wusste ich es. Ich wollte die Abiturientenprüfung machen. Mit fremder Unterstützung war es einmal nichts, das hatte ich erfahren. Also Selbsthilfe. Zunächst eine Existenz gründen. Das konnte ich in Galizien. Hier war ich nicht mehr der verachtete polnische Jude. Die Rollen waren vertauscht, ich war der „Datsch". Und ein „Datsch" konnte deutschen Unterricht erteilen. Also ein deutscher Stundenlehrer.

Das Geschäft hatte in Oswiecim „einen Gang". Da trat eine Katastrophe ein. Ein Schüler, den ich in die Rechenkunst einzuweihen hatte, merkte, dass es bei dem Lehrer hie und da haperte. Die Eltern des Schülers wollten nun dem Lehrer durch ein Rechenexempel auf den Grund kommen. Sie haben so und so viele Gulden in Mark gewechselt; wieviel mussten sie bekommen? Ich wusste, dass die Gulden und Pfennige miteinander multipliziert werden müssen, war mir

aber unklar, wie die Zahlen der einzelnen Produkte untereinander gesetzt werden sollten. Ich versuchte rasch, mir auf eigene Faust eine Multiplikationsformel zurechtzulegen. Inzwischen war eine hübsche Weile verstrichen, der Bogen war vollgekritzelt, und für die Eltern war die Frage entschieden. Von nun an wusste die ganze Stadt, dass die Mathematik nicht die stärkste Seite des deutschen Lehrers sei. Aber das focht diesem nicht an. Er hatte nur eine Multiplikationsformel nicht so schnell erfinden können. So etwas war schon grösseren Erfindern als ihm passiert. Im übrigen stand es ja nirgends geschrieben, dass ein deutscher Lehrer auch ein Pythagoras sein müsse.

Da kam eine zweite Katastrophe. Ein Kaufmann wollte bei dem deutschen Lehrer die Buchhalterei erlernen. Ich nahm diesen Antrag mit demselben Gleichmute an, mit dem ich etwa eine mir angebotene Professur für Chinesisch angenommen hätte. Ich musste leben. Der Schüler war nicht auf den Kopf gefallen und wollte von einem Diktieren aus einem Briefsteller nichts wissen. Er hatte eine notwendige Korrespondenz zu erledigen, eine Liquidation. Diese sollte ihm der Lehrer machen. Lange starrte der Meister auf das leere Papier. Wenn der Schüler meine schöne Handschrift sah, war es um meinen Nimbus geschehen. Ich bekam schliesslich Fingerkrämpfe und wollte ihm in die Feder diktieren. Aber er harrte vergebens. Wie sollte ich Dinge diktieren, von denen ich keine Ahnung hatte? Was wusste ich von Celluloseholz, Fusstärke und dergleichen fremdartigen Dingen mehr? Was wusste ich überhaupt

von einer Liquidation? Ich bekam Kopfkolik und musste das Freie aufsuchen.

Das war nun ein folgenschwerer Reinfall. Die Oswiecimer wurden stutzig. Ja, wenn er auch von der Buchhalterei nichts verstand, was kann er denn sonst? Die Chancen des deutschen Lehrers sanken rapide. Aber ich wollte noch nicht verzweifeln. Auf dem Gebiete der deutschen Grammatik stand ich doch fest. Also ein Lehrer der deutschen Grammatik. Drei Gulden den Monat, jeden Tag eine Stunde; meinetwegen zwei Gulden; ich wollte leben.

Bald glaubte ich nun, an die Ausführung meines Zukunftsplanes gehen zu dürfen. Ich schaffte mir die in Gymnasien eingeführten Lehrbücher an und arbeitete, ohne jemand zu fragen, flott darauf los.

* * *

Ein Winterabend. Durch die Fensterfugen eines Stübchens, das mehr einem Hühnerstalle als einer Menschenwohnung gleicht, pfeift ein scharfer, eiskalter Wind. Es ist finster. Von den kahlen, feuchten Wänden hebt sich ein Bett ab, in dem eine Gestalt unter Hemden und sonstigen Kleidungsstücken verdeckt liegt und eifrig vor sich hinmurmelt: amo, amas, amat. Schon bei Einbruch der Dämmerung hatte ich mich zu Bett begeben, weil ich auf diese Weise den Hunger, die Kälte und die mangelnde Beleuchtung minder schmerzlich zu empfinden glaubte. Im übrigen liess ich mich nicht im mindesten durch diese Unannehmlichkeiten in der Absolvierung meines

Tagespensums stören. Ich hatte noch heute die Nebenflüsse der Donau, die griechischen Befreiungskriege und die Merkmale eines Orang-Utans vor meinem Gedächtnisse Revue passieren zu lassen.

* * *

Aus meinem Tagebuche.

Oswiecim, im Juli 1887.

Endlich geschieden. Diese unglückliche Ehe lastete schwer auf meinem Gewissen. Wenn hier ein Verbrechen begangen worden ist, so war es nicht der Sechzehnjährige, der es beging. Aber meine Frau kann ebensowenig für die Torheit ihrer Eltern. Was sollte aus ihr werden, was aus dem Kinde? Das einzige Gefühl, das ich für beide empfinde, ist das eines Menschen, der durch einen unglücklichen Fall andere beschädigt hat. Ich fühlte es daher als eine Erleichterung, als mir meine Frau neulich schrieb, ich sollte sie doch freigeben.

Der Akt vollzog sich glatt. Das Krakauer Rabbinat schickte den Scheidebrief durch die Post an das Rabbinat meiner Heimat, das ihn meiner Frau aushändigte. Damit war die Scheidung rituell vollzogen. Die Zivilbehörden hatten mit der Sache nichts zu tun. Ich war ja garnicht zivilrechtlich getraut, hätte auch hierzu als Minderjähriger die Erlaubnis nicht bekommen.

Aus meinem Tagebuche.

Oswiecim, im August 1891.

Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit deutschen Stilübungen befasst. Die Themata, die ich in meinem

Aufsatzbuche fand, schienen für mich speziell durchaus ungeeignet. Anstatt darüber nachzudenken, was geschehen wäre, wenn Cäsar den Rubikon nicht überschritten hätte, oder warum der Brave zuletzt erst an sich denkt, habe ich meinen eigenen Lebenslauf niedergeschrieben. Ausdruck und Gestaltung haben mir unsägliche Schwierigkeiten gemacht, und die Erinnerungen der freud- und lichtlosen Vergangenheit Qual und Pein bereitet. Dafür empfinde ich jetzt, da ich mit der Arbeit fertig bin, eine gewisse Genugtuung und Freude. Ich bin stolz darauf, es in einer verhältnismässig kurzen Zeit und ohne Hilfe eines Lehrers soweit gebracht zu haben, dass ich das, was mir auf dem Herzen lag, in einer leidlichen Form niederzuschreiben vermochte. Und ich freue mich, aus der dumpfen, düstern, kahlen Schlucht mich durch eigene Kraft zu einer lichten Höhe emporgeschwungen zu haben.

Es sind jetzt drei Jahre verstrichen, seitdem ich meine Heimat verlassen habe. Jetzt bin ich Hofmeister einer der angesehensten jüdisch-deutschen Familien in Oswiecim. Ich erteile ausserdem Nebenstunden für 15 Fl. den Monat, lehre Deutsch, Französisch, Latein, Mathematik und schöne Künste. Ich kann auch schon gerade gehen, spreche hochdeutsch, trage Handschuhe, drücke nicht mehr die Augen vor Scham zu, wenn ich einer Dame „Küss die Hand“ sage oder es auch tue. Auch in Gesellschaft weiss ich Bescheid, wie man sich verbeugt, wie man das Messer, wie man die Gabel hält. Am Ende empfinde ich gar das Bedürfnis, tanzen zu lernen. Jawohl, tanzen. Man kann doch nicht bei einem Kränzchen wie ein Narr dastehen.

Auch in meinen Studien sehe ich mich dem Ziele näher. Nur auf eine kurze Zeit in einer Gymnasialstadt, und ich glaube, mich getrost einer Abiturientenprüfung unterziehen zu können.

Aus meinem Tagebuche.

Bielitz, im April 1892.

Schon den ganzen Winter verbringe ich hier mit dem Versuche, die ungeheuren Lücken meiner in O. gewonnenen Gymnasialkenntnisse auszufüllen. Aber ich sehe doch ein, dass diese Arbeit noch eine geraume Zeit erfordern dürfte. Meine Ersparnisse sind zu Ende. Stunden bekomme ich nicht. Man hat hier kein rechtes Vertrauen zu dem berühmten Lehrer aus O. Not, spärliche Unterstützungen, Mittagstische, Demütigungen, Verzweiflung.

Aus meinem Tagebuche.

Bielitz, im Mai 1892.

Ich habe erfahren, dass die Breslauer Universität Studierende auch ohne Reifezeugnis aufnimmt. Der Dekan der dortigen philosophischen Fakultät, den ich angefragt habe, hat geantwortet, ich solle nur nach Br. kommen, es werde schon gehen. Ich kam und erhielt folgende Zeugnisse:

„Breslau, den 23. Mai 1892.

Herr J. F. hat nach seiner Aussage nur jüdische Talmudschulen besucht. Er hat aber, wie ich mich durch ein Kolloquium überzeugte, durch Selbststudien

sich Griechisch und Latein und andere Gymnasialfächer angeeignet. Er zeigt einen lebhaften Bildungsdrang. Meines Erachtens stehen ihm als Ausländer von seiten des Bildungsgrades keine Bedenken entgegen, auf unserer Universität rite immatrikuliert zu werden.“

.. P., z. Z. Dekan der phil. Fakultät.“

„Breslau, 24. Mai 1802.

Herrn J. F. wird hierdurch bescheinigt, dass seiner Immatrikulation an hiesiger Universität nur der Mangel eines russischen Auslandspasses, nicht aber der Mangel an Vorbildung entgegensteht.

P.“

Bielitz im Oktober 1892.

Lieber Osman!

Hier wohnt ein wohlhabender und einflussreicher Mann. Zu ihm ist die Kunde von dem Bachur gedrungen, der sich aus eigner Kraft so emporgeschwungen hat, dass seinem Eintritte in die Universität nichts als das Fehlen des Passes entgegensteht. Er setzte seinen Einfluss ein und bewirkte die Naturalisation des Vaterlandslosen in Oesterreich.

Breslau, im November 1892.

Lieber Osman!

Wenn jetzt Rothschild zu mir käme und sagte: „Du, tausche mit mir“, ich wäre ein Schuft, wenn ich es täte. Einen österreichischen Pass in der Tasche, die Immatrikulation gesichert. Ich habe gekämpft und gesiegt!

Breslau, im April 1893.

Lieber Osman!

Du ahnst wegen meines langen Stillschweigens nichts Gutes. Nun denn, deine Ahnung hat dich nicht getäuscht. Seit Wochen sitze ich rat- und tatlos im Zimmer, stumpfsinnig brütend. Ist das schon Irrsinn? Jedenfalls wird's mit meinen Nerven nicht ganz in Ordnung sein. Der Mensch ist ja schliesslich nicht aus Eisen, und Erschütterungen, wie ich sie diesen Winter erlebt habe, hätten auch den Stärksten brechen können. Du weist, ich bin nicht verwöhnt. Aber wenn bisher Elend über mich kam, so kam es langsam, schrittweise, ich war nicht ganz unvorbereitet. Diesmal war es ein jäher Sturz von der schwindelnden Höhe in die Tiefe.

Das Zeugnis des Dekans ersetzt nicht das Abiturientenexamen. Ich habe vor keinem, irgendwie hergelaufenen, unwissenden Menschen etwas voraus. Die hiesige Universität steht jedem Ausländer offen, der sich über die „Ehrenhaftigkeit seiner Person" auszuweisen vermag. Gewiss, ich darf hier nicht stehen bleiben, das Reifezeugnis muss erlangt werden. Es bleibt mir ja auch nichts übrig. Von dem Studium der Philosophie, wie ich jetzt höre, ist nichts zu erwarten. Zu irgend welchem Staatsexamen werde ich ohne Reifezeugnis nicht zugelassen. Noch schlimmer fast als mit der Zukunft ist es mit der Gegenwart bestellt. Zwanzig Mark monatlich Stipendien und einige Mittagstische, und dies noch unsicher. — Auf Stundengeben ist wenig Hoffnung. Man hat hier

kein Vertrauen zu der pädagogischen Befähigung eines „Polacken", der noch dazu kein Abiturientenexamen gemacht hat. Es ist unglaublich, was für ein bureaukratisches Volk die Deutschen sind. Ein Mensch ohne Zeugnis gilt hier nichts. Und wenn ich mich auch jahrelang mit dem Schulkrame abgequält habe: der Mann hat keine Schulbildung, also versteht er nichts.

Das Schlimmste aber ist, dass meine Arbeitskraft gelähmt ist. Ich kann nichts unternehmen, nichts machen, wie soll das enden?

Breslau, im Juni 1893.

Lieber Osman!

Endlich ein Lichtstrahl! Ein hiesiger Gymnasialdirektor will mich in die Oberprima aufnehmen. Die Aufnahmeprüfung findet nächsten September statt. Es ist der letzte Wurf. Rot oder schwarz. Meine gänzliche Arbeitsunfähigkeit lässt mich das letzte befürchten. Ich habe noch so viel für die Prüfung zu lernen.

Meine materielle Lage hat noch keine Besserung erfahren. Not und niederdrückendes Gefühl. Neulich habe ich einen Mittagstisch aufgegeben. Anstatt, wie gewöhnlich am Familientische, wurde mir in einem Nebenzimmer gedeckt. Ist schon fremdes Brot bitter, so wurde es mir durch diese Herabsetzung ganz unerträglich. Ich hungere lieber. Ueberhaupt diese herablassenden Gönnermienen — wann wird dieses Elend ein Ende nehmen! Ich halte es nicht länger aus.

Breslau, im November 1893.

Es war ein harter Schlag. Bei der Prüfung durchgefallen, der Direktor enttäuscht, kalt. Als ich das Prüfungszimmer verliess, da wankte ich in dem Entschlusse: nach Hause oder ins Wasser? Ein Freund führte mich nach Hause. — — — Jetzt habe ich mich an einen anderen Gymnasialdirektor gewandt. Er soll mich in welche Klasse immer aufnehmen. Vielleicht — — —

Breslau, im April 1894.

Nun glaube ich endlich festen Boden unter den Füssen zu haben. Ich glaube wenigstens. Gymnasialdirektor Oberdick hat mich einer gründlichen Prüfung unterziehen lassen. Das Resultat war: für eine niedrige Klasse zu hoch, für eine höhere zu niedrig; viel gelernt, wenig für die Schule. Somit konnte der Direktor nichts für mich tun. Wohl aber der Mensch. Er meinte, das Abiturium müsste ich mir aus dem Kopfe schlagen. Zu spät und die Verhältnisse zu ungünstig. Was also? Für den kaufmännischen Beruf verspürte ich nicht die mindeste Lust und Fähigkeit, für den gelehrten Beruf beides. Sein Rat ist also: ich solle semitische Sprachen studieren und den Doktor machen, das gehe ohne Abiturium. Habe ich einmal diesen Titel erreicht, so werde sich schon hoffentlich etwas finden. Er hat auch einige Kreise für mich gewonnen, die mir so viel Stipendien geben, dass ich leben kann. Auch gibt er mir Privatunterricht in den klassischen Sprachen, da man sich, nach seiner Ansicht, ohne mindestens die Tragiker zu kennen, nicht in die Welt hinauswagen dürfe.

Breslau, im Oktober 1895.

Lieber Osman!

Wie hiess nur jener grosse Jargon-Dichter, der sang: „Steh' auf, mein Volk, erwach' aus deinem Schlummer!", der nach den westlichen Kulturvölkern hinwies, wo die Sonne schon hoch über dem Horizonte stand? — Fluch über ihn, Fluch über die Aufklärungsapostel, Fluch über die westeuropäische Kultur! Warum hat man mich geweckt? Warum die Fackel des Aufruhrs in mein Herz geschleudert, mich hinausgedrängt in eine Welt, in der ich früher oder später untergehen muss? Hier liege ich, ein Tantalus, sehe die Güter, nach denen ich schmachte, so nahe, und muss doch vergehen!

Ich habe alles versucht, allen Hindernissen getrotzt, gehungert, gedarbt, Nächte durchwacht, meine Gesundheit zugrunde gerichtet, mich geduckt, gedemütigt, mein Herz verbluten lassen. Und was habe ich erreicht? Ich bin und bleibe der zukunftslose Bachur. Jawohl, der Bachur. Ein moderner Mensch an meiner Stelle hätte den Mut, seinem elenden Dasein ein Ende zu machen. Ich aber jammere und winsele und klammere mich mit der Feigheit des polnischen Juden an das Leben.

Mein Professor und Glaubensgenosse F. hat sich kürzlich über mich geäussert: „Er ist zwar fleissig und begabt, aber ohne Reifezeugnis werde ich ihn zum Doktorexamen doch nicht zulassen." — Soll ich es jetzt wieder mit einer anderen Universität versuchen? Mit meinem hiesigen Stipendium ist es bald

zu Ende. Einige Gönner haben sich schon zurückgezogen, die andern wollen es tun. Ich bin eben ein „hoffnungsloser Fall“.

* * *

Breslau, im Mai 1896.

Lieber Freund!

Du kennst wohl Calderons „Das Leben ein Traum“. Da wird vor dem Uebermute im Glücke gewarnt, da alles am Ende doch nur ein Traum sein könnte. — Ich will mich also aller Ueberschwenglichkeiten enthalten und die blossen Tatsachen berichten.

Vor einem Jahre teilte ich Professor F. mit, dass ich bereits mit der Abfassung einer Doktorarbeit begonnen hätte. Darauf erwiderte mir dieser Prinzipienmensch, dass er erstens die Arbeit nicht annehmen würde, dass zweitens das Thema meiner Arbeit ihm nicht zusagte, dass drittens, wenn er auch schon wollte, die Fakultät am Ende einen derartigen Präzendenzfall wie die Zulassung eines Nichtabiturienten zum Doktorexamen nicht dulden würde, dass viertens ich bei der Prüfung, wenn mich die Fakulät auch zulassen wollte, so streng herangenommen werden würde, dass ich durchfallen müsste.

Als ich von ihm wegging, sagte ich mir: „dawke ja!“ (gerade), setzte mich hin und schrieb meine Arbeit.

Als ich mit ihr fertig war, übergab ich sie meinem Professor. Ich glaubte nämlich, dass die Lektüre

dieser so sorgfältigen Arbeit seine Prinzipien umwerfen würde. Aber er wollte sie nicht einmal lesen. Nun wandte ich mich an Professor D. Dieser ist zwar kein Glaubensgenosse, dafür aber ein Prachtmensch. Er nahm sich meiner an und setzte es bei F. durch, dass dieser die Arbeit wenigstens las. Das Urteil lautete: „Die Arbeit entspricht allen Anforderungen einer Dissertation“. Aber zum Examen wollte er mich doch nicht zulassen. Nun liess es Professor D. auf einen Fakultätsbeschluss ankommen und setzte gegen eine hartnäckige Opposition meine Zulassung zum Doktorexamen durch.

Aus meinem Tagebuche.

Breslau, im Juni 1897.

Als ich heute zum Examen ging, suchte ich mir vorher ein Fenster am obersten Stockwerke des Universitätsgebäudes aus. Wenn ich durchfiel, wusste ich, was ich zu tun hatte.

Nun, wider Erwarten ist es gut abgelaufen. Ich habe das Examen bestanden.

Ohne Abendbrot schlafen zu gehen, ist mir nicht neu. Aber gerade heute. Andere pflegen ein solches Ereignis im Kreise der Lieben zu feiern. Ich aber verbringe den heutigen Abend einsam und hungrig im Zimmer, trüben Gedanken nachhängend.

Noch nie ist es mir so klar zum Bewusstsein gekommen, wie einsam und verlassen ich in der Welt dastehe. Meine Mutter hat mir schon vor Jahren, als ihr jemand die falsche Nachricht überbracht hatte, ich wäre Doktor geworden, geschrieben, es wäre ihr

Gelingt mir dieser Schritt, dann bekomme ich den Schwung, den ich brauche, um von hier wegzukönnen. Die Sache erscheint mir sehr schwierig, abenteuerlich und auch gefährlich. Ich bin jetzt zu sehr abgestumpft, um ein derartiges Gesuch zu schreiben. Dann ist auch ein Erfolg ganz unwahrscheinlich. Wie ich von Leuten, die gut unterrichtet sind, erfahre, werden jetzt in Preussen Juden prinzipiell nicht naturalisiert. Für mich speziell kommen noch andere Schwierigkeiten in Betracht. Gewesener Russe, jetzt Oesterreicher und nun Preusse? Sieht es nicht aus, als wenn ich mich darauf verlegt hätte, mir ein Album von Naturalisationsurkunden anzulegen? Und wenn man schon über alles hinwegsehen wollte, müsste ich doch wenigstens eine sichere Existenz nachweisen können. Schliesslich liegt die Gefahr nahe, dass ich, wenn mein Gesuch abgelehnt wird, aus Preussen ausgewiesen werde. Aber es geschehe, was geschehen will. Ich will es wagen.

Liegnitz, im März 1899.

Erfüllt von Vertrauen zu Euer Majestät Huld und Gnade, wage ich es, mich an Allerhöchstdieselben mit folgendem Immediatgesuche zu wenden.

Ich bin zu Lodz, in Russisch-Polen, geboren. Meine Eltern gehören zu jenen orthodoxen Juden, die das Wohl und Heil ihrer Kinder einzig in den Studien des Talmuds erblicken und alles profane Wissen verdammen. Diesen ihren Anschauungen entsprechend, verbrachte ich meine Jugendzeit in den Talmudschulen, wo bei Vernachlässigung alles weltlichen Wissens einzig

das Studium des Talmuds gepflegt wird. Erst als herangereifter Jüngling wurde ich durch die Bekanntschaft mit der modernen hebräischen Literatur auf die Welt ausserhalb des Ghettos aufmerksam gemacht. Ich lernte durch hebräische Uebersetzungen die deutschen Philosophen und Klassiker kennen, und die neue, fremdartige Welt, die mir hier entgegentrat, machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. Ein unwiderstehlicher Drang nach moderner Bildung bemächtigte sich meiner. Da jeder Versuch, diesem Drange zu folgen, an dem fanatischen Widerstande meiner Umgebung scheiterte, sah ich mich gezwungen, meine Heimat und alles, was mir teuer war, zu verlassen, um irgendwo in der fremden Welt eine Stätte aufzusuchen, wo ich meinem Bildungsdrange freien Lauf geben könnte.

So ging ich in meinem zwanzigsten Lebensjahre nach dem Auslande, mittellos, unerfahren, unwissend, des Schreibens und Sprechens irgend einer anderen lebendigen Sprache als des jüdischen Jargons unkundig. Nach jahrelangem hoffnungslosen Umherirren liess ich mich endlich in einem Städtchen Galiziens nieder, wo mir die Möglichkeit geboten wurde, durch Erteilung von hebräischem Unterrichte das zum Leben Notwendigste zu erwerben. Hier eignete ich mir im Laufe von fünf Jahren durch Selbststudien die für die Universität notwendige Vorbildung an. Im Jahre 1892 bezog ich die Breslauer Universität, um Philosophie und semitische Sprachen zu studieren, machte dort vor anderthalb Jahren das philosophische Doktorexamen cum laude. Gegenwärtig weile ich in

Liegnitz als Hauslehrer und setze das Studium der Philosophie und der semitischen Sprachen fort.

Somit habe ich nach einem vierzehnjährigen schweren Ringen das erreicht, wonach ich so lange gestrebt habe: eine moderne Bidung und vollends die Fähigkeit, meinen Geist auf wissenschaftlichem Gebiete mit Aussicht auf Erfolg zu betätigen. Es bleibt mir nur noch ein Wunsch, dessen Erfüllung mich zu dem Glücklichsten der Menschen machen würde.

Da ich, um eine höhere Kulturstufe zu erreichen, Heimat und Familie geopfert habe, so ist es natürlich, dass ich bei meinem planlosen Herumsuchen nach einer neuen Heimat bestrebt war, mich demjenigen Lande zu akklimatisieren, das kulturell höher steht als mein altes Heimatsland. Ein solches Land glaubte ich in Oesterreich gefunden zu haben und nahm deshalb seiner Zeit freudig das mir dort verliehene Staatsbürgerrecht an.

Nun weile ich seit sechs Jahren in Preussen. Während dieser Zeit habe ich Gelegenheit gehabt, den Kulturzustand dieses Landes kennen zu lernen und mit den Kulturzuständen, die ich aus eigener oder aus Anderer Erfahrung kenne, zu vergleichen. Da bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass Preussen mit seiner strammen Disziplin, seinem unbeugsamen Rechts- und Ordnungssinn und seinem sehr hohen Bildungsniveau, ganz unübertroffen dasteht. Mit dieser Erkenntnis wuchs mein sehnsüchtiges Verlangen, Bürger eines Staates zu werden, den ich so unendlich hochachte und liebe, dem ich so gerne mein Leben lang meine schwachen Kräfte widmen möchte.

Wie mir aber bestimmt versichert wurde, ist die Erlangung des preussischen Staatsbürgerrechts auf ordnungsmässigem Instanzenwege zufolge meiner Religion unmöglich. So habe ich es gewagt, mich an Euer Majestät, mit der alleruntertänigsten Bitte zu wenden:

Euer Majestät wollen allergnädigst geruhen, meine Naturalisation in Preussen anzuordnen.

Berlin, im September 1899.

Lieber Osman!

Der grosse Wurf ist gelungen! Seit einigen Wochen laufe ich hier als preussischer Staatsbürger herum und frage, was die Welt kostet. Ich weiss zwar nicht, was hier aus mir werden soll, aber die Naturalisation hat mein Selbstbewusstsein und meine Energie wachgerufen und ins Ungeheure gesteigert. Mit diesen beiden Dingen will ich, wie du es mir einst zugerufen hast, mein Jahrhundert in die Schranken fordern.

Aus meinem Tagebuche.

Berlin, im September 1899.

Die hiesige jüdische Gemeinde sucht einen Bibliothekar. Ich habe mich bei Professor G., der darüber das Referat hat, gemeldet. Es sind über fünfzig Konkurrenten da, die meisten haben einflussreiche Protektion. Obwohl fremd, unbekannt, hoffe ich doch, meine Rivalen kraft der Naturalisationsurkunde aus dem Felde zu schlagen. Sie imponiert Professor G. sehr. Ein solcher Fall, meint er, komme nicht jeden Tag vor. Er will mich an erster Stelle vorschlagen.

Berlin, im Dezember 1899.

Ich habe die Stelle erhalten und trete am 1. April das Amt an. Die Bibliothek ist erst im Entstehen begriffen. Ich habe den Ehrgeiz, sie zu einem der besten jüdischen Institute zu gestalten. Was ich vom Bibliothekwesen verstehe? Nichts. Aber was nicht ist, kann ja werden. Ich habe mich schon in so manche fremde Materie hineingelebt, warum soll ich nicht ein guter Bibliothekar werden können? Ich habe den besten Willen dazu. Und das ist die Hauptsache.

Berlin, im März 1900.

Seit Januar bin ich in der Königlichen Bibliothek als Volontär beschäftigt. Ich bin hier eingetreten, um mich für meinen künftigen Beruf vorzubereiten, habe aber mehr gefunden, als ich gesucht habe: einen gewaltigen Respekt vor den Leistungen der „Datschen".

Im allgemeinen durchläuft der Ghettojude auf dem Wege zur modernen Kultur drei Phasen. Zuerst spricht er mit Verachtung von dem „Datsch Narr". Ein Datsch ist für ihn jeder, der nicht im Ghetto gelebt und Talmud studiert hat. Wenn er aber erst in die moderne Kultur eingedrungen ist, steht er verblüfft vor den grossartigen Leistungen dieser Menschen und muss sich gestehen, dass nicht der Datsch, sondern er der Narr ist. Aber auch diese zweite Phase ist bald überwunden. Wenn er sich in dieser neuen Welt heimisch fühlt, kehrt der alte Hochmut zurück. Jetzt drückt er sich korrekter aus und spricht mit Geringschätzung von dem beschränkten „Goj."

Soweit meine Erfahrung reicht, befinden sich gegenwärtig die meisten modernen Juden in der letzteren Phase. Das ist mir neulich bei einer Synagogenpredigt recht klar geworden. Da stand ein Mann auf der Kanzel, der offenbar moderne Schulen besucht und alles, was er sprach und dachte, der westeuropäischen Kultur und Gesittung zu verdanken hat. Dieser Mann hatte nun den Mut, von einer jüdischen Mission zu sprechen, zu erzählen, dass die Welt noch in tiefster Finsternis und Barbarei stecke und erst von den Juden Erleuchtung und Gesittung erhalten müsse. Gibt es eine grössere Anmassung, eine grössere Verblendung? Wir wollen einmal speziell Deutschland, an das ja der Prediger gedacht haben muss, in Betracht ziehen. Dieses Land hat einen Kant, Goethe, Schiller, Helmholz, Virchow, Bismarck und Moltke hervorgebracht, hat auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, der Industrie, Technik, Politik und Gesetzgebung Hervorragendes geleistet. Dieses Land soll nun erst Erleuchtung und Gesittung vom Judentum erhalten müssen, von einem Volke, das niemals einen Staat zu leiten verstanden hat? Es hat keinen Zweck, den Wert der jüdischen Leistungen in der Vergangenheit zu prüfen. Hier kommen einzig die deutschen Juden der Gegenwart in Betracht. Ich frage, welche hervorragende Männer, welche Leistungen vermögen sie den hervorragenden Leistungen und Männern des deutschen Volkes gegenüber zu stellen, dass sie berechtigt wären, sich eine solche Mission anzumassen?

Es fällt mir schwer, derartige Anklagen gegen meine Glaubens- und Stammesgenossen zu erheben.

Aber amicus Plato, sed magis amica veritas. Auch abgesehen von der moralischen Seite, sind diese Selbsttäuschungen für uns schädlich, verderblich. Seit Jahrtausenden ziehen wir durch die Welt mit dieser durch nichts gerechtfertigten Ueberhebung und Selbsbeweihräucherung; beten wir: „du hast uns auserwählt unter allen Völkern, gelobt seist du, Herr, dass du mich nicht zum Goj gemacht hast“; lassen uns durch selbstgefällige Phrasen täuschen. Und was haben wir damit erreicht? Verachtet, gehasst, misshandelt werden wir überall, wohin wir kommen. So war es seit jeher, so ist es, und, wenn die Dinge so weiter gehen, ist gar keine Aussicht vorhanden, dass es je besser wird.

Was wir tun sollen?

Den Hochmut ablegen, den Weg zur Selbsterkenntnis suchen, nicht andere belehren wollen, sondern von ihnen lernen. Wir müssen uns die Sucht, stets zu räsonnieren, alles zu bekritteln, zu bewitzeln, abgewöhnen. Wir müssen lernen, schlicht zu denken, naiv zu empfinden, das Schöne der Schönheit wegen, das Wahre der Wahrheit wegen zu achten, zu lieben.

Seht euch diese Stätte modernen Wissens, moderner Kultur an! Da sitzen Menschen und schreiben Bücherzettel. Sie behandeln jedes Wort, jeden Buchstaben, jedes noch so geringfügige Zeichen mit einem Ernste, einer Wichtigkeit, als wenn das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit davon abhinge. So können nur stupide, blödsinnige Menschen arbeiten, nicht wahr, meine lieben Glaubensgenossen? Ihr würdet fragen: warum, wieso, wozu? Wäret bald mit einer geist-

reichen Bemerkung, einem schnoddrigen Witz bei der Hand, hättet es entschieden besser, vernünftiger und rascher gemacht. Nicht wahr? Nun seht euch doch einmal das Ergebnis dieser stupiden, blödsinnigen Arbeit an! Seht euch doch diesen Katalog an! Wie da die unzähligen Glieder restlos in eine Einheit aufgehen, wie da alles planvoll geordnet, methodisch zusammengefügt, harmonisch gestaltet ist! Dieses Kunstwerk, dieses grossartige Monument menschlichen Fleisses, menschlicher Intelligenz konnte nur auf einer eisernen Disziplin sich aufbauen, konnte nur von Menschen geschaffen werden, die, ohne zu klügeln und zu fragen, einem höheren Plane sich unterordnen, mit Bienenfleiss, ohne zu murren, ohne zu erlahmen, alles erreichbare Material für den Riesenbau herbeischaffen.

In dieser schlichten, emsigen Arbeit liegt am Ende das Geheimnis des grossartigen Erfolges, den die modernen Völker auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens erzielt haben.

Meine lieben Glaubensgenossen, Respekt vor den Gojim!

Berlin, im Oktober 1901.

Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, finde ich, das eine geheimnisvolle Macht — man nenne sie Gott, Daimonion, Natur, Schicksal oder Ding an sich — mir einen Lebensweg vorgezeichnet hat, der an der Heerstrasse kreuz und quer und nebenher läuft und niemals in sie hineinmünden kann.

Nach jahrelangen harten Kämpfen, Entbehrungen und Leiden bin ich endlich in einen sicheren, ruhigen Hafen gelangt. Aber kaum habe ich mich hier festgesetzt, werde ich von jener geheimnisvollen Macht aufgerüttelt; Unruhe, Gram, Verbitterungen rufen Konflikte hervor, die mich früher oder später ins stürmische Meer schleudern werden.

Ich hatte mich so sehr über die Gelegenheit gefreut, die Lieblingsbücher meiner Jugend wieder zu sehen, mit ihnen traute Zwiesprache zu halten, die Jugenderinnerungen aufzufrischen. Nun ergeht es mir mit ihnen wie mit manchen alten Freunden, die man nach jahrelanger Trennung wiedersieht. Fehler, die man früher garnicht bemerkt oder durch die Gewohnheit unbeachtet gelassen hat, drängen sich dem durch neue Eindrücke geschärften Auge auf und verleiden das Zusammensein. Ich kann diese Bücher nicht mehr ausstehen, alles an ihnen stösst mich ab: ihre Form, ihr Inhalt, ihr Wesen. Das fällt mir gerade jetzt besonders auf, da ich sie zu katalogisieren, ihre äussere und innere Beschaffenheit zu prüfen habe. Da kriege ich ein Buch in die Hand, das den schönen Titel führt: „Er leitet Josef wie ein Schaf“, ein anderes nennt sich: „Der kleine Kuchen“, ein drittes: „Isaak singt“. Alle diese Titel haben mit dem Inhalt absolut nichts zu tun. Wenn man sich durch die schwülstige Vorrede durchgearbeitet hat, stösst man zuweilen auf eine nebenbei hingeworfene Bemerkung über die Wahl des Titels: „Weil mein Name darin ist“. Es stellt sich dann heraus, dass der Zahlenwert der Titelbuchstaben dem des Verfasser-

namens ungefähr entspricht. Nun kommt der Untertitel, der oft eine ganze Seite ausfüllt. Da wird über Dinge geredet, die keinen Menschen interessieren. Es wird erzählt, was die Grosseltern väterterlicher- und mütterlicherseits waren; bei dieser Gelegenheit kann es der Verfasser nicht unterlassen, irgend einen geistreichen Einfall, eine witzige Auslegung einer biblischen oder talmudischen Stelle zum Besten zu geben. Die Hauptsache aber, was mit dem Buche eigentlich bezweckt ist, wird selten mit einem Wort erwähnt. Oft sind Verfassernamen und Erscheinungsjahr hinter rätselhaften Redensarten derart versteckt, dass sie mit Sicherheit garnicht zu ermitteln sind. Und nun der eigentliche Inhalt. Da wird über alles Mögliche und einiges Andere geredet: Exegese, Homiletik, Moral, Philosophie, Geschichte, Geographie, Jurisprudenz und Medizin. Alles bunt durcheinander, ohne Plan und Ordnung und in in einer Sprache — man hat das Gefühl, als wenn diese Leute sich darauf verlegt hätten, jedes Jdiom, das sie gebrauchen, zu misshandeln, zu verunstalten. So haben sie es mit der dem mündlichen Verkehre dienenden deutschen Sprache gemacht, so machen sie es mit ihrer Literatursprache, mit dem Hebräischen.

Einen weit günstigeren Eindruck machten auf mich die Literaturerzeugnisse der spanisch-arabischen Juden des Mittelalters, Sefardim genannt. Titel, Form und Inhalt verraten Geschmack, Bildung und Ordnungssinn. Ich erklärte mir diese Erscheinung aus der Tatsache, dass die Sefardim niemals die Beziehungen zur Sprache und Kultur ihres Landes aufgegeben hatten,

im Gegensatz zu den „Aschkenasim", — den polnischen, deutschen, französischen und zum Teil auch italienischen Juden, die durch die gänzliche Isolierung von ihrer Umgebung verwahrlost, verwildert wurden.

Cessata causa necessario cessat effectus. Aber es dauert gewöhnlich eine Weile. Trotz eines fast hundertjährigen Modernisierungsprozesses sind jene abnormen Erscheinungen bei den Aschkenasim noch immer nicht verschwunden und werden in der Folge, falls wir in der bisherigen Selbsttäuschung weiter verharren, voraussichtlich eher zu- als abnehmen. Die jüdischen Literaturerzeugnisse der modernen Aschkenasim haben nur das Gewand gewechselt, im Wesen sind sie die Alten geblieben. Derselbe Mangel an schlichtem Denken, naivem Empfinden, planmässigem Aufbauen und harmonischem Gestalten. Nach wie vor dasselbe kleinliche Raisonnieren, dieselbe fruchtlose Geistreichelei, dieselbe Unfähigkeit, durch solide Arbeit etwas Grosses zu schaffen. Was haben sie in den letzten hundert Jahren nicht alles auf dem Gebiete der Geschichte und Wissenschaft des Judentums zusammengeschrieben! Aber alles verläuft ins Kleinliche, ins Fragmentarische, ins Sprunghafte. Keine Schöpfung von bleibender Bedeutung, kein auf solider Grundlage gross angelegtes Werk.

Da ist Leopold Zunz. Ein Mann von grossem Wissen, Scharfsinn und Fleiss. Bis über das achtzigste Lebensjahr hinaus hat er rastlos auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft gearbeitet. Aber seine Werke bilden einen Schutthaufen. Perlen, Edelsteine, allerlei Plunder, unnützes Zeug, alles bunt durcheinander. Wer

viel Zeit, Geduld und Nachsicht hat, könnte hier manches Wertvolle finden. Andere legen nach einigen Versuchen diese Werke aus der Hand, schimpfen über jüdische Wirtschaft und werden wissenschaftliche Antisemiten wie Paul de Lagarde.

Da ist Heinrich Grätz. Er schuf eine zehnbändige jüdische Geschichte. Ein Riesenbau, aber ohne Fundament und von unsolider Konstruktion.

Die Juden haben nie viel Sinn für Geschichte gehabt. Der einzige jüdische Geschichtsschreiber von Bedeutung ist Josephus. Aber er reicht nicht annähernd an einen Tacitus und Plutarch heran, sowohl in Bezug auf Gewissenhaftigkeit als auf die Darstellung. Dafür besitzen die Juden aber, wie kaum ein anderes Volk der Welt, eine Literatur, die ein durchaus zuverlässiges, erschöpfendes Material für die Erforschung ihrer Kultur und Geschichte enthält. Mohammed hat die Juden das Volk des Buches genannt. Und das mit Recht. Es gibt kaum ein Volk, dass so ganz nach einem Buche gelebt hat wie die Juden. In der Zeit des zweiten Tempels war es die Tora, in der nachexilischen Zeit die talmudische Halacha, gegenwärtig ist es im Ghetto der Schulchan Aruch. Dann besitzen die Juden drei Literaturgattungen, in denen ihr Empfinden, Denken, Handeln und Leiden mit einer beispiellosen Treue aufgezeichnet sind: die Agada des Talmuds und Midrasch, die Liturgie und die Responsen. Es wird nun jedem vernünftig Denkenden einleuchten, dass, um eine Geschichte der Juden zu schreiben, zuerst dieses Material gesammelt, gesichtet und geordnet werden müsste. Unserem Grätz aber scheint das nicht

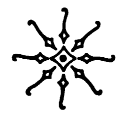
eingeleuchtet zu haben. Er suchte sich aus dem Riesenmaterial einzelne Stücke heraus, die ihm gerade in den Kram passten, stutzte sie willkürlich zurecht, füllte die Lücken mit allerlei Fantasien, Hypothesen und Konjekturen aus. So stellte er das Material für seine Geschichte her.

Viel schlimmer als um das Material ist es um den Geist dieser Geschichte bestellt. Der Unterschied zwischen Dichtung und Geschichte liegt unbestreitbar darin, dass in jener das subjektive, in dieser das objektive Moment vorherrscht. Nun sind wir Menschen allerdings so beschaffen, dass wir weder das eine noch das andere absolut erreichen können. Das Mindeste aber, was wir von dem Dichter oder Geschichtsschreiber verlangen dürfen, ist der Wille zur Subjektivität oder zur Objektivität. Wenn jemand einem Ziel zustrebt, wird er, auch wenn er es nie erreichen kann, sich ihm wenigstens nähern. Wie aber, wenn er eine entgegengesetzte Richtung einschlägt?

Bei Grätz gewinnt man den Eindruck, dass er nicht bloss subjektiv, parteiisch ist, sondern auch den festen Willen hat, es zu sein. Bei ihm haben die Juden immer Recht, die Gegner immer Unrecht. Ein solches Verfahren mag ja vom patriotischen Standpunkte aus lobenswert sein. Aber dann hätte er eben sein Werk nicht Geschichte, sondern Roman nennen sollen; sodann ist diese Art Geschichtsschreibung nach zwei Richtungen schädlich. Wer sich der Wahrheit verschliesst, wird auch nie zur Selbsterkenntnis und Besserung gelangen. Diejenigen Nichtjuden endlich, die sich sonst dem Judentum gegenüber neutral verhalten,

werden durch eine solche parteiische Darstellung abgestossen, fühlen sich durch die Inkonsequenz angewidert. Derselbe Mann, der in der griechischen, römischen und deutschen Kultur lebt, ihr fast alles zu verdanken hat, bewirft sie mit Kot, schimpft sie barbarisch und roh, sobald sie mit dem Judentum in einen Konflikt gerät.

Ich erkläre mir diese merkwürdige Erscheinung, die ja auch bei den Zunz, Geiger, Holdheim u. s. w. zu finden ist, daraus, dass diese Männer — im Gegensatz zur späteren Generation — noch empfanden und wussten, wie sehr sie sich vom wahren, echten Judentum entfernt hatten; dass die schmeichelhaften Worte, wie: Verräter, Abtrünnige, Epikorsim, Meschummodim, die man ihnen aus dem orthodoxen Lager nachschleuderte, noch ihre Ohren erreichten; dass sie die Haltlosigkeit ihres Standpunktes, das Sinnlose ihres willkürlich konstruierten Judentums einsahen. Um ihr Gewissen zu betäuben, zu beruhigen, haben sie ihr gutes jüdisches Herz hervorgekehrt, haben alles Jüdische beschönigt, glorifiziert und sich in einen von der Orthodoxie kaum übertroffenen Hass gegen alles Nichtjüdische hineingeredet. Das ist der Fluch der Halbheit, der Inkonsequenz, der Unwahrhaftigkeit.



Plan einer Real-Konkordanz der talmudisch-rabbinischen Literatur.

In der Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft,
Jahrgang 25 (1905), Heft 2, erschienen.



IX.

I. Zweck.

1. Die Real-Konkordanz der talmudisch-rabbinischen Literatur soll dem Fachmann und dem Laien die Möglichkeit bieten, sich über jede in dieser Literatur behandelte Materie ein klares und authentisches Bild zu machen.

2. Insofern die talmudisch-rabbinische Literatur gleich einem Riesennetze das gesamte Empfinden, Denken und Handeln des orthodoxen Judentums seit dem zweiten Exil bis auf die Gegenwart umfasst, wird die Real-Konkordanz durch seine systematische Ordnung, eine leicht verständliche Uebersetzung und Erklärung dieser in ihrer jetzigen Beschaffenheit selbst für den Fachmann unübersichtlichen Literatur zum erstenmal einen Einblick in das Wesen und die Existenzbedingungen des talmudisch-rabbinischen Judentums gewähren.

II. Umfang des Stoffes.

1. Die talmudische Literatur.

a) Mischna, Tosefta, Mechilta, Sifra, Sifre, Baraita. b) Babylonischer Talmud. c) Jerusalemischer Talmud. d) Midraschim (Rabbot, Tanchuma, kleine Midraschim).

2. Rabbinische Literatur.
 a) Schulchan Aruch, b) . . .

III. Beschaffenheit des Stoffes.

A. Die talmudische Literatur.

1. Inhaltlich zerfällt die talmudische Literatur in:
 a) Halacha, b) Agada, c) Diskussion.

Die Halacha umfasst alle Gesetze und Gebräuche der Juden. Die Agada ist homiletischer Natur und zerfällt in: Exegese, Dogmatik, Ethik, Geschichte und Mystik. Die Diskussion verhält sich zur Halacha und zur Agada wie die Schale zum Kern und kommt für die Real-Konkordanz nicht in Betracht.

2. Eine logische und systematische Ordnung ist in der talmudischen Literatur nicht vorhanden. Es folgen vielmehr in ihr die verschiedenartigsten Materien, wie es gerade der Diskussionsfluss zufällig mit sich bringt, ohne Zusammenhang durcheinander.

B. Die rabbinische Literatur.

Die rabbinische Literatur hat eine zweifache Aufgabe:

a) den in der talmudischen Literatur in wirrem Durcheinander niedergelegten halachischen Stoff für den praktischen Gebrauch zu ordnen und auf seine Giltigkeit zu prüfen,

b) die in der nach-tulmudischen Zeit neu entstandenen Lebensbedingungen und Verhältnisse in halachische Normen einzufügen.

Die Ergebnisse aller Werke, die mit der Lösung dieser beiden Aufgaben sich befassen, sind in dem

Schulchan Aruch, der im 16. Jahrhundert von Josef Karo verfasst und von einer grossen Anzahl rabbinischer Gelehrten bis in das 19. Jahrhundert mit Glossen, Kommentaren und den Zeitverhältnissen entsprechenden Modifikationen versehen worden ist, zusammengefasst und systematisch geordnet.

IV. Ausführung.

A. Text.

1. Herstellung des Materials.

Aus den oben angeführten Werken wird jeder halachische und agadische Satz in genauem Wortlaute einzeln aufgenommen. Diese Aufnahme bildet das Material für den Text der Konkordanz.

2. Ordnung des Materials.
   - a) äussere (nach Fächern),
   - b) innere (Ordnung der Aufnahmen innerhalb des Faches).
     - α) ursprüngliche Gestalt jeder Halacha und Agada.
     - β) Entwicklung bis auf den Schulchan Aruch.

3. Fixierung des Textes.
   - a) Behandlung der identischen, äquipollenten und polynomen Sätze.

Identisch sind Sätze, die denselben Wortlaut und Autor haben.

Aequipollent sind Sätze, die denselben Inhalt, aber nicht denselben Wortlaut oder Autor haben.

Polynom ist ein Satz, der zu mehreren Fächern gehört.

Identische Sätze werden bis auf einen ausgeschieden.

Von den äquipollenten Sätzen wird derjenige beibehalten, der die beste Lesart wiedergibt. Auf die übrigen wird in den Noten als Varianten verwiesen.

Polynome Sätze werden vervielfältigt und in alle Fächer, in die sie gehören, eingereiht.

B. Hermeneutik und Kritik.

1. Uebersetzung.

Dem Texte wird eine möglichst wortgetreue deutsche Uebersetzung beigefügt. Da, wo die wortgetreue Uebersetzung den Sinn des Textes nicht vollkommen wiedergibt, werden erläuternde Partikeln und Worte in Klammern eingeschoben.

2. Interpretation.

a) Grammatische Interpretation. Feststellung der Grundbedeutung und speziellen Einschränkung der fremden und ungewöhn-Sprachelemente.

b) Historische Interpretation. Welche Beziehung auf reale Verhältnisse das Sprachelement hat.

c) Individuelle Interpretation. Ermittlung des Wortsinnes aus dem Sprachgebrauch und der Denkweise des Autors.

d) Gattungsinterpretation. Ermittlung des Wortsinnes aus dem, was der Autor gewollt und woran er gedacht hat.

3. Kritik.

a) Grammatische Kritik.

α) Ob jedes Sprachelement an jeder gegebenen Stelle angemessen ist oder nicht.

β) Welches in diesem Falle das Angemessenere wäre.

γ) Was das Ursprüngliche ist.

Zur Ermittlung der ursprünglichen Lesart dienen: Handschriften, Editiones principes, Scholien und Citationen.

b) Historische Kritik.

α) Ob jedes Sprachdenkmal mit der historischen Wahrheit übereinstimmt.

β) Was das Angemessenere wäre.

γ) Was das Ursprüngliche ist.

Als Quellen für die historische Kritik dienen:

1. Jüdische Werke:

α) Altes Testament, Neues Testament, Apokryphen und Pseudepigraphen;

β) die jüdisch-hellenistische Literatur;

γ) hebr. Chroniken.

2. Nichtjüdische Werke:

Chroniken und Geschichtswerke der in Betracht kommenden Länder und Völker.

c) Individual-Kritik.

α) Ob der individuelle Charakter jedes Satzes dem individuellen Charakter des angenommenen Autors angemessen ist.

β) Wenn sich eine Disharmonie findet, wie diese zu beseitigen wäre.

γ) Was das Ursprüngliche ist.

Zum Zwecke der individuellen Interpretation und Kritik werden:

1. alle Aussprüche eines jeden in der talmudischen Literatur vorkommenden Autors zusammengestellt und systematisch gruppiert.
2. einer jeden solchen Zusammenstellung alles, was über den Autor in der talmudischen Literatur gesagt wird, vorausgeschickt.

C. Register.

Stichwortregister (deutsch und hebräisch) Autorenregister (deutsch und hebräisch).

D. Oekonomie.

Wie jedes organische Gebilde erfordert auch die Real-Konkordanz eine alle Glieder umfassende und beherrschende Idee. Diese kann aber nur von einer Person entworfen und durchgeführt werden. Die Schwierigkeiten, die der Ausführung entgegenstehen, glaube ich durch Befolgung folgender Grundsätze bewältigen zu können.

Um das zeitraubende Abschreiben zu ersparen, werden die für die Konkordanz in Betracht kommenden Sätze aus den Werken der talmudisch-rabbinischen Literatur ausgeschnitten.

Um eine Kontrolle zu ermöglichen, werden die Zeilen einer jeden Seite. die zum Ausschneiden bestimmt ist, mit fortlaufenden Nummern versehen. Als-

dann wird die Nummer, Seite und Zeile eines jeden Ausschnittes in ein Register eingetragen. Nach erfolgter Sichtung und Ordnung der Ausschnitte wird jeder Satz, der in den Text der Real-Konkordanz aufgenommen worden ist, in einem besonderen Exemplar unterstrichen und mit der Signatur des Faches, in das er eingereiht worden ist, versehen.

Alle mechanischen Nebenarbeiten sollen von sachkundigen und zuverlässigen Hilfskräften ausgeführt werden. Bei dem Ordnen und Ausarbeiten eines jeden Faches soll ein Fachmann zu Rate gezogen werden.

Wie mit der Zeit soll auch mit dem Raume äusserst gespart werden. Die teilweise oder gänzliche Ausscheidung der identischen und äquipollenten Sätze ist bereits erwähnt worden. Worte und Teile eines Satzes, die formell und inhaltlich überflüssig sind, werden weggelassen. Die Weglassung wird durch Punkte angedeutet. Kommentar und Noten sollen möglichst kurz, dabei aber klar und leicht verständlich sein.

Ich schätze den Umfang der Konkordanz auf 8—10 000 Quartseiten.

* * *

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist: die talmudisch-rabbinische Literatur benutzbar zu machen. Soweit bloss der Talmud in Betracht kommt, sind bisher zweierlei Versuche unternommen worden, diese Aufgabe zu lösen.

Maimonides hat den gesamten talmudischen Stoff in seinem Kodex systematisch dargestellt. Seine

Lösung hat sich als misslungen erwiesen. Die systematische Ordnung und Ausführung dieses Codex ist vom Standpunkte der modernen Wissenschaft unhaltbar. Und der Umstand, dass Maimonides nicht den Talmud selbst sprechen lässt, sondern, ohne Quellenangabe, bloss referiert, macht sein Werk für eine wissenschaftliche Benutzung unbrauchbar. Die späteren Codices, die Turim und der Schulchan Aruch, weisen dieselben Mängel auf.

Die Benutzbarmachung des Talmuds für diejenigen, die den Originaltext nicht verstehen, hat die Talmudübersetzung zur Aufgabe. Aber auch die beste Uebersetzung vermag diesen Zweck nicht zu erreichen. Selbst diejenigen, die sich ihr Leben lang ausschliesslich mit dem Studium des Talmuds befassen, sind selten imstande, sich ohne Hilfe der Codices über irgend eine talmudische Materie ein klares, umfassendes Bild zu machen, da im Talmud die meisten Gegenstände an verschiedenen Stellen und in verschiedenartigsten Formen unter den mannigfachsten Gesichtspunkten behandelt zu werden pflegen. Die Hauptschwierigkeit aber, sich durch die 10 000 Seiten (so stark dürfte eine Talmudübersetzung werden) durchzuarbeiten, bietet die unendlich lange, in den meisten Fällen an den Haaren herbeigezogene und ganz überflüssige Diskussion, die durch ihre spitzfindige Form den klaren Sinn verwirrt und das Herausfinden des sachlichen Kernes häufig unmöglich macht.

Für die Lösung meiner Aufgabe ergeben sich somit zwei unabweisbare Forderungen: die Ausscheidung der Diskussion und eine systematische Ordnung des

von der Schale befreiten Kernes, der in seiner ursprünglichen Gestalt dargestellt und durch Hermeneutik und Kritik geläutert, beleuchtet und geklärt werden soll.

Meine Schätzung des Umfanges beruht auf einer sorgfältigen Prüfung, die ich während einer langjährigen Beschäftigung mit dieser Arbeit vorgenommen habe. Die gesamte talmudisch-rabbinische Literatur, die für meine Arbeit in Betracht kommt, besteht aus rund 6000 Seiten. Nach Ausscheidung der Diskussion, der identischen und äquipollenten Sätze und der unwesentlichen Bestandteile der übrigbleibenden Sätze schrumpft das Material auf etwa 800—1000 Seiten zusammen. Für die Ausarbeitung dieses Stoffes ist der Umfang von 8—10 000 Seiten, selbst wenn jeder Satz in 8—10 Rubriken vorkommen müsste, eher zu hoch als zu niedrig angegeben.

Es handelt sich hier um ein Unternehmen, desgleichen seit Abschluss des Talmunds nicht vollführt worden ist. Auch wüsste ich in der Geschichte kein Beispiel, dass ein Einzelner je ein gleiches Riesenwerk ausgeführt hätte. Wohl kennt aber die Geschichte zahlreiche Fälle, wo jemand durch unerschütterliches Selbstvertrauen, zähe Energie und Ausdauer Dinge vollbracht hat, die man für unmöglich gehalten hatte.

Für die Ausführung des ganzen Werkes werde ich ungefähr 10—15 Jahre brauchen.



Schema.

Einleitung:

I. Literaturgeschichte.
II. Biographien der Autoren und Überlieferer.
III. Methodologie.

A. Religion.

I. Dogmatik.

1. Theologie:
   a) Gott, b) Schöpfung der Welt, c) Erhaltung der Welt und Vorsehung, d) Offenbarung.
2. Angeleologie.
3. Anthropologie: a) Seele, b) Willensfreiheit.
4. Eschatologie: Tod, Auferstehung, Weltgericht, Weltende, messianisches Reich.
5. Bibliologie: Lehre von der heiligen Schrift.

II. Ritualien.

1. Zeremonien: a) Feste, b) Reinheitsgesetze, c) Speisegesetze.
2. Liturgie.

B. Sprachwissenschaft.

I. Bibel: 1. Textkritik, 2. Exegese.
II. Sprachen.

C. Volkskunde.

I. Familie: 1. Hochzeit, 2. Ehe, 3. Frau, 4. Kinder.
II. Gesellschaft:
  1. Sekten.
  2. Vereine.
  3. Wohlfahrtseinrichtungen: a) Schulwesen, b) Armenwesen, c) Leichenbestattung, d. . .
III. Beschäftigung: 1. Land und Forstbau, 2. Gewerbe, 3. Handel, Maasse, Münzen und Gewichte.
IV. Geistige Kultur.
  1. Bildung.
  2. Ethik: a) Maximen, b) Etikette.
  3. Aesthetik:
    a) Freie Künste:
      aa) Darstellende Kunst.
      bb) Musik.
      cc) Poesie: Sagen, Legenden und Fabeln, Dichtung.
    b) Unfreie Künste: Baukunst, Kunstgewerbe.

D. Geschichte.

E. Geographie.

F. Rechtswissenschaften.

I. Zivilrecht.
  A. Allgemeiner Teil:
    1. Personen: a) Natürliche Rechtssubjekte, b) Bürgerliche Rechtssubjekte. (Freie und

Sklaven, Bürger und Fremde, Erweite und Beschränkung der Rechte, c) wandtschaft.

2. Juristische Personen.
3. Rechtsgeschäfte:
   a) Geschäftsfähigkeit,
   b) Willenserklärung,
   c) Vertragsschliessung,
   d) Form der Rechtsgeschäfte,
   e) Willensmängel,
   f) Unerlaubte Rechtsgeschäfte,
   g) Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte,
   h) Vertretung und Vollmacht,
   i) Einwilligung und Genehmigung,
   k) Bedingung und Befristung.
4. Fahrlässigkeit, Irrtum.
5. Zeitbestimmungen.
6. Anspruchsverjährung.
7. Selbstverteidigung und Selbsthilfe.

II. Obligationsrecht.

A. Schuldverhältnisse im Allgemeinen:

1. Gegenstand der Schuldverhältnisse.
2. Inhalt der Schuldverhältnisse:
   a) Verpflichtung zur Leistung,
   b) Zurückbehaltungsrecht,
   c) Unmöglichkeit der Leistung und der Nichtleistung,
   d) Verzug des Schuldners,
   e) Verzug des Gläubigers.

3. Erlöschen der Schuldverhältnisse:
   a) Erfüllung,
   b) Hinterlegung,
   c) Aufrechnung,
   d) Erlass,
   e) Vereinigung,
   f) Tod des Gläubigers oder Schuldners.
4. Sondernachfolge in Forderung und Schuld:
   a) Uebertragung der Forderung,
   b) Schuldübernahme.
5. Schuldverhältnisse mit einer Mehrheit von Gläubigern und Schuldnern.

B. Schuldverhältnisse aus Rechtsgeschäften unter Lebenden.

1. Allgemeines:
   a) Einseitiges Versprechen,
   b) Gegenstand der Verträge,
   c) Inhalt der Schuldverhältnisse aus Verträgen,
   d) Gewährleistung des veräusserten Rechtes,
   e) Gewährleistung wegen Mangel der veräusserten Sache,
   f) Versprechen der Leistung an einen Dritten,
   g) Draufgabe,
   h) Konventionalstrafe,
   i) Rücktritt vom Vertrage.
2. Schenkung,
3. Darlehn.

4. Kauf und Tausch,
5. Miete und Pacht,
6. Gebrauchsleihe,
7. Dienst- und Werkvertrag,
8. Auslobung,
9. Auftrag,
10. Anweisung,
11. Hinterlegungsvertrag,
12. Bürgschaft,
13. Verpfändungsvertrag,
14. Schuldversprechen,
15. Schuldverschreibung.

C Schuldverhältnisse aus erlaubten Handlunge

III. Sachenrecht:

A. Besitz.

B. Rechte an Grundstücken.

C. Eigentum:

1. Erwerb des Eigentums an Grundstücken,
2. „ „ „ „ beweglichen Sachen,
3. Eigentumsanspruch,
4. Miteigentum.

D. Verkaufsrecht an Grundstücken.

E. Dienstbarkeiten:

1. Niessbrauch,
2. Grunddienstbarkeiten und Lasten.

F. Pfandrecht und Grundschuld.

IV. Familienrecht:
- A. Ehe.
- B. Verwandtschaft.
- C. Vormundschaft.

V. Erbrecht:
- A. Letztwillige Verfügung.
- B. Verfügung von Todeswegen durch Vertrag.
- C. Gesetzliche Erbfolge.
- D. Erbverzicht.
- E. Rechtsstellung des Erben.

VI. Zivilprozesse:
- A. Gerichte.
- B. Parteien.
- C. Verfahren:
  1. Klagen,
  2. Einwände,
  3. Beweis: a) Augenschein, b) Eid, c) Geständnis, d) Präsumtion, e) Urkunden, f) Zeugen, g) Sachverständige.
  4. Urteil,
  5. Rechtsmittel,
  6. Zwangsvollstreckung.

VII. Strafrecht.

VIII. Strafprozess.
- A. Gerichtsverfassung,
- B. Parteien,
- C. Anklage,

D. Beweis: 1. Geständnis, 2. Zeugen und S
verständige, 3. Augenschein, 4.
sumtion,

E. Fragestellung,

F. Urteil,

G. Rechtsmittel,

H. Entschädigung unschuldig Verurteilter,

I. Strafvollzug: 1. Körperliche Züchtigung, 2
desstrafe, 3. Sühnopfer, B
4. Konfination, 5. Konfisk
und Vernichtung.

IX. Oeffentliches Recht.

A. Oeffentliche Vermögensrechte (Zehnten,
menrecht),

B. Oeffentliche, heilige und befriedete Sa

G. Allgemeine Naturwissenschaft.

I. Mathematik.

II. Kosmologie.

III. Astrologie.

IV. Astronomie.

V. Mineralogie.

VI. Botanik.

VII. Zoologie.

VIII. Anthropologie:

A. Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

B. Beschaffenheit der Menschheit.

IX. Medizinische Wissenschaften:

A. Anatomie, Histologie, Embryologie,

B. Physiologie,

C. Psychologie,
D. Hygiene,
E. Arzneimittel,
F. Pathologie:
  1. Innere Pathologie:
    a) Gefässsystem,
    b) Atmungswerkzeuge,
    c) Verdauungswerkzeuge,
    d) Flüssigkeitswerkzeuge,
    e) Dermatologie,
    f) Genitalien und Harnleiter,
    g) Bewegungsorgane,
    h) Nervensystem,
    i) Allgemeine Krankheiten,
      aa) Ausschlag,
      bb) Infektiöse Krankheiten,
      cc) Kontagiöse Krankheiten,
      dd) Septische Krankheiten,
      ee) Venerische Krankheiten,
      ff) Parasiten,
      gg) Allgemeine Affektionskrankheiten.
  2. Aeussere Pathologie:
    a) Wunden,
    b) Orthopädie,
    c) Odontologie,
    d) Ophtalmologie,
    e) Otologie.
G. Gynäkologie.



X.

Aus meinem Tagebuche.

Im Mai 1903.

„Du darfst nicht verzweifeln, denn du hast kein Recht zu hoffen.“ Das sind alles schöne Redensarten.

Seit Jahr und Tag predige ich die graue Weisheit, dass Jude sein: Märtyrer, vogelfrei sein, von der Willkür der Wirtsvölker abhängig sein, heisst. Und doch haben die Ereignisse, die sich jetzt in Kischinew zugetragen haben, auf mich betäubend, niederschmetternd gewirkt. Die Churban-Kinot- und Zeena urena-Schreiber waren gewiss keine Schönfärber. Doch nehmen sich ihre Schilderungen der blutigen Judenverfolgungen im Mittelalter wie Idyllen aus gegenüber den entsetzlichen Greueln, die im 20. Jahrhundert vor den Augen der ganzen zivilisierten Welt ausgeübt worden sind. Schwangern Frauen sind die Leiber aufgeschlitzt, die Frucht herausgerissen, Bettfedern hineingestopft worden. Kinder sind zerschmettert, Greise und Kranke zersägt, gevierteilt worden —.

Und wieder taucht in mir die alte Frage auf, was soll nun werden, wie soll das enden? Seit Jahrtausenden, ja seitdem die Juden überhaupt in die Ge-

schichte eingetreten sind, wiederholt sich dieses grausame Spiel. In Egypten, in Persien, im griechischen und römischen Reiche, bei den islamischen und christlichen Völkern des Mittelalters und der Neuzeit, überall derselbe Hass, versteckt oder offen, brutal oder gemildert: je nach dem Temperamente und der Kulturstufe der Wirtsvölker. Wenn aber eine Erscheinung überall und zu allen Zeiten auftritt, dann ist sie eben ein Naturgesetz, mit der wir uns abfinden müssen. Ebenso wie wir uns mit dem Tode und andern Naturgesetzen abfinden müssen, die zwar unangenehm, aber doch unabänderlich sind.

Es sind jetzt beinahe zwölf Jahre her, seit ich einen Aufsatz über die „Judenfrage und ihre Lösung“ geschrieben habe. Meine Ansichten haben inzwischen manche Läuterung und Erweiterung erfahren. Aber ich sehe noch keine andere Lösung. Entweder wir gehen zurück ins Ghetto, oder meinetwegen nach Zion. Das ist für mich zwar keine sympathische und für die Dauer auch keine befriedigende Lösung. Aber doch immerhin eine Lösung.

Will man aber nicht zurück, so schreite man vorwärts und sehe zu, das man in den Wirtsvölkern spurlos aufgeht. Wer noch zu tief in der jüdischen Nation wurzelt, der entziehe diesen Wurzeln langsam die Nahrung, lasse sie verdorren, verkümmern und erleichtere so den künftigen Geschlechtern den Abfall. Ohne Loslösung von der jüdischen Religion wird das wohl niemals geschehen. Nun denn, so taufe man sich! Wer es selbst nicht kann, der fange mit den Kindern an oder bereite das zukünftige Geschlecht für

diesen Schritt vor. Ist er einmal getan, dann ist das Band für immer zerrissen. Wohl werden dann noch viele Generationen vorübergehen, ehe die von ihrer Nation losgelösten Glieder dem Fremdkörper sich vollkommen amalgamiert haben. Aber einmal wird es doch geschehen. Das beweisen die Marannen in Spanien und Portugal, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist.

Mit diesen Ratschlägen ist freilich für die Gegenwart den armen russischen Juden nicht gedient. Wie die Dinge jetzt liegen, ist dort in absehbarer Zeit an eine Auflösung nicht zu denken. Wenn man aber einen Körper nicht gewaltsam, sondern auf natürlichem Wege auflösen will, so fängt man nicht mit dem Centrum, sondern mit der Peripherie an. So hatte es auch unsere Ghettojugend empfunden, als sie, ihres Judentums überdrüssig, der Peripherie zuströmte. Aber es erging uns wie jenem Gefangenen, der aus dem Gefängnisse ausgebrochen war und nun draussen eine feste, unübersteigbare Mauer vorfand.

Also die Lösung der Judenfrage durch die Auflösung?

Ich finde keine andere. Mögen unsere Führer und Lehrer uns noch so sehr mit der heilbringenden Kraft der Zivilisation vertrösten. Ich bleibe dabei: das jüdische Martyrium wird so lange dauern als das Judentum selbst.

Aber heisst das nicht, Zahnweh kurieren, indem man dem Patienten den Kopf abhackt?

Nein, meine Lieben. Nicht an dem Kopfe, sondern an dem bösen Zahne soll die Operation vollzogen werden.

Ihr geht von der hergebrachten Ansicht aus, dass zuerst die Religion, dann der Staat und zuletzt erst das Menschentum gewürdigt werden müsse. Ich schlage vor, die Reihenfolge umzukehren; und ich meine, wir kommen so entschieden besser weg. Ich will durchaus nicht den Wert der Religion herabsetzen. Sie ist für die Zufriedenheit und Glückseligkeit des Gemüts unentbehrlich. Aber das Gemüt ist unfähig, die Konsequenzen seiner Neigungen und Handlungen zu übersehen. Es wird daher stets Aufgabe der Vernunft sein, es zu überwachen und da, wo es sich als notwendig erweist, einzugreifen. Entspricht die Religion der menschlichen Natur, sind ihre Forderungen mit dem Leben vereinbar, dann wird die Vernunft sie pflegen und für ihre Erhaltung sorgen. Erweist die Religion sich naturwidrig, ist sie mit dem Leben unvereinbar, dann wird die Vernunft sie als eine Verirrung, eine Krankheit, einen Wahn bekämpfen und durch eine gesunde, dem Leben zuträgliche Religion zu ersetzen suchen.

So, nun bin ich für den Scheiterhaufen reif. Ein Beamter einer jüdischen Gemeinde, und solche Ansichten!

Aber ich sehe nicht ein, warum ich die Aussenwelt nicht mit demselben Masse soll messen dürfen, wie mich selbst. Für mich ist eben die Sache alles, die Person nichts. Wenn ich einmal etwas für gut, gerecht und wahr erkannt habe, dann strebe ich ihm nach, gleichviel ob ich dabei zu Schaden komme, daran zu Grunde gehe. Ich nehme von jedem Rat und Belehrung dankbar an, und wenn es in noch so ver-

letzender Form geschieht. Bin ich mir einer Schuld bewusst, dann klage ich mich vor jedem, der mir gerade in den Weg kommt, an, fordere seine Verachtung heraus. Warum soll ich mit anderen nicht ebenso verfahren? Zumal es sich hier um Menschen handelt, die meinem Herzen so nahe stehen, Menschen, deren Schmerzen ich teile, an deren Leiden ich verblute.

* * *

Aus meinem Tagebuche.

Im Mai 1903.

Ich halte es hier nicht länger aus. Die Arbeit wächst mir über den Kopf. Ich ersticke darin. 6000 Mark jährlich stehen der Bibliothek für Neuanschaffungen zur Verfügung. Mit einer solchen Summe liesse sich im Laufe der Zeit etwas Grosses zu Stande bringen, wenn man es rationell betreiben wollte. Die bibliographische Literatur muss durchforscht, Buchhändlerkataloge müssen studiert, die billigsten Kaufstellen ausfindig gemacht werden. Vor allem muss der vorhandene Bücherbestand so katalogisiert sein, dass man jeden Augenblick leicht und sicher ersehen kann, ob ein Buch vorhanden ist oder nicht. Nur so kann die Anschaffung von Doubletten vermieden werden. Dazu gehört aber Zeit, sehr viel Zeit. Wo soll ich sie aber hernehmen, wenn ich den ganzen Tag mit Zettelabschreiben und andern mecha-

nischen Arbeiten vergeuden muss, die jedes Kind verrichten könnte. Während ich der Bibliothek durch diese Arbeiten ein paar lumpige Groschen erspare, gehen durch unnütze oder zu teure Anschaffungen ungeheure Summen verloren, wird der Gesamtcharakter der Bibliothek verloddert, verwahrlost. Klage ich das den Herren der Bibliothekkommission und bitte sie um eine Entlastung, dann sagen sie, die Bibliothek hätte kein Geld für eine Hilfskraft übrig, man müsse mit den Mitteln sparsam umgehen.

Ich begreife garnicht, woher diese Leute den Mut hernehmen, sich in eine Bibliothekskommission wählen zu lassen. In die Koscherfleisch- oder Quellenbad-Kommission — meinetwegen. Aber ein Institut, das zur Pflege des jüdischen Geistes, also zur Ausführung einer der vornehmsten jüdischen Aufgaben ins Leben gerufen worden ist und dazu sich noch in einem Stadium befindet, wo jeder Fehlgriff den ganzen Aufbau gefährden kann, sich später garnicht wieder gut machen lassen würde: ein solches Institut erfordert Männer, die Zeit, Verständnis, vor allem aber Interesse für die Sache haben. Die meisten der Herren haben überhaupt noch keine Zeit gefunden, sich die Bibliothek anzusehen. Wenn sich ab und zu einer in der Bibliothek blicken lässt, dann sieht er sich einige Bücherrücken an, untersucht, ob der Kalenderblock in Ordnung ist. Dann geht er hin und schreibt an den Vorsitzenden der Kommission, dass er die Bibliothek inspiziert habe. Wenn ich diesen Leuten die Bibliothekstechnik auseinander zu setzen versuche, wenn ich ihnen von dem Nominal-,

Real- und hebräischen Titelkatalog erzähle, zucken sie verständnislos die Achseln. Wozu überhaupt ein Katalog? Sie hätten auch Bücher zu Hause und kämen ganz gut ohne Katalog aus. Ihre Vorfahren hätten auch keinen Katalog gehabt und hätten sich dennoch in ihrer Bücherei ganz gut zurechtgefunden. Ich müsste doch nicht alles den Gojim nachmachen. Dann wäre das bischen Katalogisieren überhaupt garnicht der Rede wert. Das machte man im Handumdrehen. Dazu brauchte ich keine Hilfsarbeiter. Ich hätte überhaupt eine beneidenswerte Stelle, eine Sinekure. Da wäre nichts zu tun, rein zum Müssiggehen, zum Schlafen. Und die Bücheranschaffung, nichts leichter als das. Wenn die Herren einmal in einem Vierteljahre zu einer Sitzung zusammenkommen — nicht etwa in der Bibliothek, sondern in irgend einer Gemeindestube — dann wird weit und breit über Dinge geredet, die mit den Bibliotheksangelegenheiten nichts zu tun haben. Zum Schlusse lassen sie sich rasch die eingelaufenen Buchhändlerkataloge vorlegen und dekretieren, dass die auf Seite so und so bis Seite so und so verzeichneten Bücher angeschafft werden sollen. Ob die Preise nicht zu hoch seien, was die Bücher enthalten, ob sie überhaupt in den Rahmen der Bibliothek hineinpassen: das geht keinen Menschen etwas an. Da ich es nicht übers Herz bringen kann, derartige Beschlüsse auszuführen, befinde ich mich stets in einem Zustande, den die Oesterreicher „Ex Lex“ nennen. Ich muss die Anschaffungen nach eignem Gutdünken vornehmen oder unterlassen. Zu einer Kontrolle kommt es ja doch niemals, kann es auch

nicht kommen. Am nächsten Tage haben die Herren schon vergessen, was sie gestern beschlossen, haben auch weder Zeit noch Lust, sich um die Dinge weiter zu kümmern. Wenn ich dann die Buchhändlerrechnungen vorlege, werden sie glatt unterschrieben.

Neulich ist der Bibliothek ein Talmudtraktat der ersten Ausgabe angeboten worden. Ein vollständiges Exemplar dieser zensurfreien Talmudausgabe gehört zu den äussersten Seltenheiten und ist käuflich garnicht zu erwerben. Ich habe mir nun die Aufgabe gestellt, durch das Sammeln der einzelnen Traktate nach und nach ein vollständiges Exemplar herzustellen. Das Angebot war günstig und ich liess mir den Traktat zur Ansicht schicken. Da ich auf eigene Faust nichts anschaffen darf, legte ich das Buch der Bibliothek-Kommission vor. Einer der Herren Sachverständigen blätterte nun eine Weile darin und meinte endlich: „Was ist denn daran? Eine alte, zerrissene Gemore (Talmudtraktat)!“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es sich hier um die erste Ausgabe handelte. Darauf fragte er mich: „Woher wissen Sie denn das?“ Dabei war das Datum auf dem Titelblatte deutlich zu lesen — allerdings hebräisch. Das Angebot wurde abgelehnt.

Vor kurzem kam es wegen der Buchbinder zu einem Krach. Wir beschäftigen ausschliesslich jüdische Buchbinder. Es sind brave Leute, aber ein Buch anständig zu binden verstehen sie doch nicht. Dafür nehmen sie übermässige Preise. „Die Gemeinde hat Geld genug,“ ist ihre übliche Redensart. Das ist zwar auch ein Standpunkt; aber ich mache diese Misswirtschaft nicht mit. Für mich handelt es sich hier

nicht um eine Gemeinde, sondern um eine Bibliothek, eine Sache, die mir anvertraut worden ist. Ich habe mir einen christlichen Buchbinder kommen lassen, der billiger und besser bindet. Daraufhin wurde ich als Rischesmacher, als Antisemit angezeigt. Die Kommission erteilte mir einen scharfen Verweis, die Gemeinde dürfe nur bei Juden arbeiten lassen. Ich musste dem christlichen Buchbinder die Arbeit entziehen.

Und dann rufen sie Zetermordio, wenn die Antisemiten die Parole ausgeben: „Kauft nicht bei Juden"!

* * *

Aus meinem Tagebuche.

Im Juni 1903.

Ich war entschlossen, nicht eher mit meiner Umgebung von der Realkonkordanz zu sprechen, bis ich wenigstens das Material gesammelt und geordnet hätte. Ich kenne ja die Art dieser Leute, alles im Entstehen Begriffene, besonders wenn es sich um etwas Grosses handelt, in den Staub zu ziehen, Einen ganz zu entmutigen. Aber wie die Dinge einmal liegen, ist in absehbarer Zeit an ein Fortschreiten garnicht zu denken. Was bedeuten die wenigen Stunden, die mir nach der Berufstätigkeit übrig bleiben für die Bewältigung eines solchen Riesenmaterials? So habe ich mich nun heute entschlossen, mich Herrn ..... anzuvertrauen. Nun, es war ein vergeblicher Schritt. Oder doch — ich habe wenigstens endlich die Gewissheit erlangt, dass ich von diesen Leuten

ein für allemal nichts zu erwarten habe. Die alten Redensarten. Man weiss ja nicht, es kann ja sein, kann auch nicht sein. Die Aufgabe wäre undurchführbar, hätte auch keinen Wert, sonst wären schon Berufenere an sie herangetreten. Ich sollte mich doch lieber um die Bibliotheksangelegenheiten kümmern.

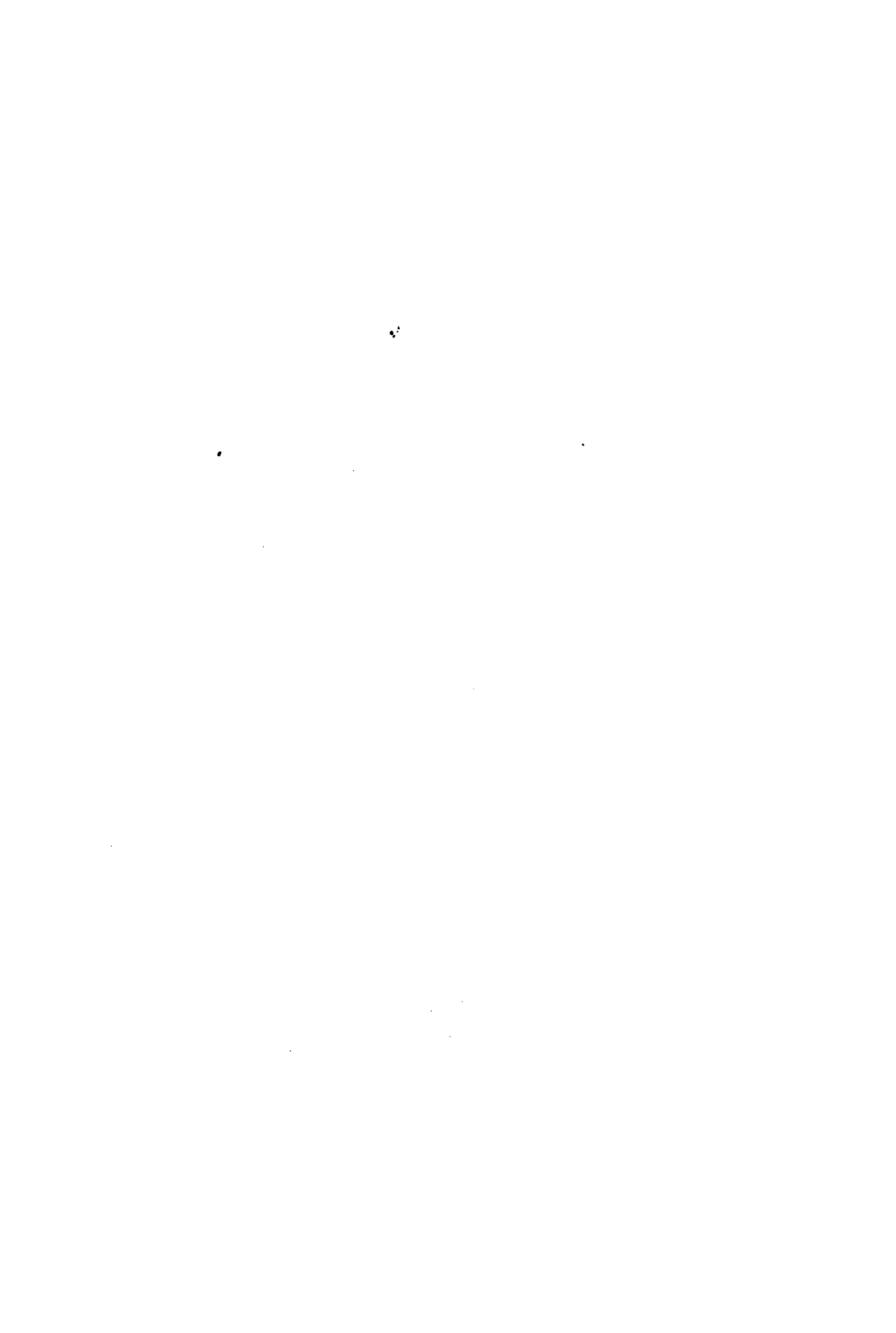
Aus meinem Tagebuche.

Im Mai 1904.

Die Würfel sind gefallen. Ich habe folgenden Aufsatz der Zukunft zugeschickt. Er wird schon in den nächsten Tagen erscheinen. Von der ursprünglichen Absicht, ihn mit meinem Namen zu zeichnen, bin ich doch abgekommen. Ich vertrete hier eine Sache und, wie ich glaube, eine gute. Ich sehe also nicht ein, warum ich deswegen meine Existenz opfern soll. Als Bibliothekar habe ich keine religiösen Meinungen zu vertreten. Wollte ich das, so wäre ich Rabbiner geworden. Was man von mir verlangen kann, ist, dass ich mein Amt nach bestem Wissen und Gewissen verwalte. Das tue ich. Sonst habe ich niemand über meine schriftstellerische Tätigkeit Rechenschaft abzugeben, so lange sie nicht gegen das Recht verstösst.

Allerdings wird sich das Geheimnis schwerlich wahren lassen. Mein Lebenslauf ist zu bekannt. Auch von meinen Ansichten habe ich in der letzten Zeit manches durchsickern lassen. Aber wenn es so weit kommt, dann geschehe, was da mag. Ich werde den ersten Schritt nicht tun. Dazu sehe ich keine Veranlassung.





Das Wesen des Judentums.

Die durch [ ] kenntlich gemachten Stellen der ursprünglichen Fassung fehlten in dem in der „Zukunft“ vom 18. Juni 1904 erschienenen Aufsatz.



XI.

Was ich hier niederschreibe, ist das Ergebnis eines jahrzehntelangen Studiums, Prüfens und Ringens. Ich bin mir bewusst, dass es manches fromme Gemüt verletzen, den Zorn der Eiferer und den Tadel der klugen Leute des laisser faire, laisser aller gegen mich herausfordern wird. Aber ich meine, der Arzt, der die einmal notwendig gewordene Operation mit entschlossener Hand vornimmt, leistet dem Kranken einen grösseren Dienst als die allzu Aengstlichen, die durch Quacksalbereien das Siechtum des Patienten zwecklos verlängern.

Dass aber in diesem Fall eine Operation nötig, das schon Jahrtausende währende Ankämpfen des Judentumes gegen niemals zu überwindende Mächte aussichtslos; dass es ein nur durch Unwissenheit und Leichtsinn entschuldbares Verbrechen ist, dieses unglückliche Volk in seinem Wahn zu bestärken und bis ins Unendliche in einem Zustand zu erhalten, in dem es weder leben noch sterben kann: davon hoffe ich Alle zu überzeugen, die nicht nach Gemütsstimmungen, sei es religiöser oder weltlicher Natur, sondern nach klaren, einleuchtenden Vernunftgründen urteilen.

Damit ich diesen Zweck erreiche, will ich zunächst die Verhältnisse, aus denen ich hervorgegangen bin, darstellen und zeigen, welchen Voraussetzungen meine Gedanken entstammen.[1])

* * *

[Wenn ich mich mit jemand auseinandersetzen, den Wert seiner Ideen untersuchen und mich mit ihm über das Ergebnis meiner Untersuchung verständigen will, so muss ich doch vorher selbst von der absoluten Wahrheit meiner Ansicht durchdrungen sein. Nun gilt der bekannte heraklitische Ausspruch von dem Flusse aller Dinge ebenso im Reiche der Gedanken wie im Reiche der Natur. Wir brauchen ja nur auf das eigene Leben zurück zu blicken, um zu sehen, welche Wandlungen unsere Begriffe von „gut“ und „schön“ und „wahr“ von der frühen Kindheit bis zum reifen Alter durchgemacht haben und wohl noch durchmachen werden. Wenn aber unsere Ueberzeugungen, wie alles Vergängliche, der Zeiten Wechsel unterworfen sind, dann sind sie eben keine absoluten Wahrheiten, sondern Dogmen. Und mit welchem Rechte wollen wir dann die Dogmen eines Anderen bekämpfen, um ihm dafür unsere eigenen aufzudrängen? Aber gesetzt, wir hielten unsere Ansicht für wahrer und besser als die Ansicht unseres Gegners und wären entschlossen, ihm die unserige beizubringen. Dann stehen wir vor einer anderen Schwierigkeit. Das

---

[1]) Folgt ein kurzer Abriss meiner Biographie.

einzige uns zur Verfügung stehende Verständigungsmittel ist das Wort. Dieses vermag aber nur sehr mangelhaft den Begriff, den es bezeichnen soll, auszudrücken. So dürften sich kaum zwei Menschen finden, die unter demselben Worte, wie z. B. „schön", „gut", sich genau dasselbe denken. Deshalb kommt es so häufig vor, dass Menschen über eine Sache, worin sie im Grunde gleicher Ansicht sein können, doch streiten, weil sie sich wohl sprachlich, aber nicht gedanklich verstehen.

Von der Erkenntnis dieser Schwierigkeit ausgehend, haben die Sophisten zur Zeit des Sokrates das Vorhandensein einer absoluten Wahrheit rundweg bestritten und die Behauptung aufgestellt, dass an und für sich die Dinge weder gut noch schlecht, weder wahr noch falsch seien, dass es einzig in dem Belieben des Menschen, der das Mass aller Dinge sei, liege, sie für wahr oder falsch, gut oder schlecht zu erklären.

Es ist bekannt, dass Sokrates gegen diese Behauptung, die jede Diskussion, jede Aufklärung und Belehrung zwecklos macht, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit aufgetreten ist und sehr viel zur Klärung und Feststellung der Begriffe beigetragen hat. Seit dem Auftreten dieses genialen Mannes sind nun 23 Jahrhunderte vergangen. Unzählige Denker haben seither sein Werk fortzusetzen und die Wahrheit zu ergründen gesucht. Aber überblickt man das bunte Heer der verschiedenartigen Meinungen und Ansichten, die in den Schriften dieser Denker auf uns gekommen sind, so wird man finden, dass wir trotz Sokrates und seiner Nachfolger noch keinen Schritt über die Sophisten

hinweggekommen sind, dass wir noch immer wie in den Tagen des Pilatus auf die Frage, was ist Wahrheit? keine Antwort erhalten.

Ich muss gestehen, dass die Ueberzeugung von der relativen Giltigkeit der Begriffe und der scheinbaren Unmöglichkeit, einen allgemein giltigen Massstab zur Bewertung der Dinge zu finden, lange Zeit auf meinen Kenntnis- und Erkenntnisdrang lähmend gewirkt hat. Wozu alles Forschen und Suchen, wenn meine Erkenntnis stets nur subjektiv bleibt und für alle anderen Menschen nur einen dogmatischen Wert und keine überzeugende Kraft hat?

Aber der Kenntnis- und Erkenntnisdrang ist nicht von dem freien Willen abhängig, sondern entspricht der Naturanlage. Weil die Natur sich stärker erweist als der menschliche Wille, musste ich doch schliesslich, ob ich wollte oder nicht, aus dem Indifferentismus hinaus und zu den Dingen Stellung nehmen. Da ich aber hierfür eine sichere, feste Basis nicht entbehren konnte, suchte ich sie mir auf eigene Faust zu schaffen.

Ich vergegenwärtigte mir den Lebenslauf eines Menschen als eine Linie. Die unzähligen Punkte, aus denen die Linie sich zusammensetzt, stellen unsere mannigfachen Anschauungen von den Dingen dar. Da wir die ganze Linie zu durchlaufen haben, so müssen wir jeden Punkt, jede Anschauung einmal überschreiten, überwinden. Anders verhält es sich aber mit der ganzen Linie. Sie ist für uns etwas Konstantes, Unveränderliches. Sie zeigt mit absoluter Sicherheit unsere Willensrichtung an und enthält das, was man die Weltanschauung nennt.

Die Sprache, durch die allein wir unsere Willensrichtung, unsere Weltanschauung einem anderen mitteilen können, ist allerdings sehr mangelhaft. Sie deckt sich fast niemals mit den Begriffen, die sie ausdrückt. Um diesem Mangel abzuhelfen, müssen wir zu Definitionen greifen, den ganzen Umfang des Begriffes, den das Wort bezeichnen soll, umschreiben. So ausgerüstet, können wir mit Aussicht auf Erfolg an die Auseinandersetzung mit den Ansichten Anderer herantreten. Wir suchen die Willensrichtung, die Weltanschauung unseres Gegners zu ermitteln und sehen zu, ob die Differenzen zwischen unseren Weltanschauungen nicht vielleicht auf eine Unklarheit der Sprache oder der Begriffe zurückzuführen sind. Bleiben aber nach der Beseitigung aller Unklarheiten dennoch Differenzen zurück, so entspringen sie eben der Verschiedenheit unserer Naturanlagen. Wir haben dann, wenn auch keine Uebereinstimmung, wenigstens eine Verständigung über unsere Willensrichtungen erzielt.

Zur Feststellung der Weltanschauung, die unserer Kultur zugrunde liegt und zur Klärung der Begriffe, mit denen wir in der Auseinandersetzung mit dem Judentum zu operieren haben, wollen wir folgendes Verfahren anwenden. Wenn wir die Summe aller Begriffe, die wir von den Dingen haben, auf Gattungen zurückführen, dann erhalten wir folgende drei Begriffsgattungen oder Kategorien: Die ethische, ästhetische und logische. Vorausgeschickt sei, dass der Sinn, der hier den Namen Ethik, Aesthetik und Logik beigelegt wird, sich nicht ganz mit dem üblichen deckt. Ich habe sie deshalb gewählt, weil die Sprache uns keine passenderen

Worte für die in Betracht kommenden Begriffskategorien bietet.]

Die Ethik, in meinem Sinne, fragt nach dem „Wozu“ und antwortet auf der niedrigsten Stufe mit „nützlich“, auf einer höheren mit „gut“, auf der höchsten mit „heilig“.

[Nützlich ist eine Handlung, die der Handelnde zu seinem eigenen Vorteile unternimmt. Gut ist eine Handlung, die der Handelnde zugunsten eines anderen vornimmt. Heilig ist eine Handlung, die man auf Kosten des eigenen Wohles im Interesse einer Idee, eines Prinzipes ausführt.]

Die Aesthetik fragt nach dem „Wie“ und antwortet auf der niedrigsten Stufe mit „angenehm“, auf einer höheren mit „schön“, auf der höchsten Stufe mit „erhaben“.

[Angenehm ist etwas, was wir als proportionell zur Beschaffenheit unserer Sinne empfinden oder wahrnehmen. Schön ist etwas, dessen Proportionalität zur Beschaffenheit unserer Sinne wir nicht bloss empfinden und wahrnehmen, sondern auch begreifen. Erhaben ist etwas, dessen Proportionalität zur Beschaffenheit unserer Sinne unsere Begriffe übersteigt.]

Die Logik fragt nach dem „Was“ und antwortet mit richtig oder wahr.

[Richtig oder wahr ist etwas, was unseren Begriffen von Zeit, Raum und Kausalität entspricht.

Die Ethik und Aesthetik entspringen dem Gemüte, welches unbewusst Empfindung, bewusst Gefühl genannt wird. Ihr Brennpunkt ist das Subjekt, ihr Kriterium Lust und Unlust. Die Logik entspringt dem Ver-

stande, der das Empfundene und Gefühlte zeitlich, räumlich und kausal zu erfassen sucht. Die niedrigste Stufe der Ethik und Aestetik ist die Empfindung. Hier berühren ihre Linien sich. Ihr Verhältnis zu einander ist das der Gegenwart zur Zukunft. Das zukünftig angenehme wird gegenwärtig als nützlich gedacht. Aber ihr einziger Berührungspunkt ist das Angenehme und Nützliche. Von da aus gehen sie in den höheren Entwicklungsstufen für immer auseinander. „Schön“ und „Gut“, „Erhaben“ und „Heilig“ sind in ihrem Grundwesen verschieden und haben keinerlei Berührungspunkte.]

Die Frage, welchen Einfluss wir der Ethik, Aesthetik und Logik auf unser Leben gewähren sollen, ist gleichbedeutend mit der Frage, in welchem Verhältnis unser Wille, oder, was ja dasselbe ist, unsere Natur zu diesen drei Kategorien steht. Will man diese Frage beantworten, so darf man nicht einzelne Erscheinungen und Willensäusserungen berücksichtigen, sondern muss den ganzen Verlauf der Menschheitsgeschichte betrachten. Und da zeigt sich, dass diese drei Kategorien wesentliche, notwendige Funktionen des Intellektes sind, und dass deshalb die Menschheit in allen Zeiten und auf allen Kulturstufen von dem instinktiven Bestreben beseelt war, auf einer Linie fortzuschreiten, die aus allen drei Kategorien resultiert. So oft sie aber von dieser Linie abwich, wurde sie gleich dem erkrankten Organismus von fieberhaften Erschütterungen ergriffen.

Das Verhältnis dieser drei Funktionen des Intellektes im menschlichen Leben erscheint dem einer

Familie ähnlich, wo der Vater die Logik, die Mutter die Ethik und die Kinder die Aesthetik repräsentieren. Die Neigungen und Interessen dieser drei Familienglieder sind im Grunde verschieden und gehen häufig weit auseinander. Soll das Zusammenleben trotzdem gedeihlich sein, so müssen sie ihre Neigungen verstehen und achten lernen. Der Vater muss den Kindern das Spielzeug gewähren und die Herzensbedürfnisse der Frau befriedigen, wenn er auch für beide weder Sinn noch Neigung spürt. Die anderen Glieder müssen diese Rücksichten achten, mit Gleichem vergelten und endlich, da sie selbst zu leiten unfähig sind, die Leitung dem Hausherrn überlassen.

Die Logik, die mit der möglichsten Rücksichtnahme die Ethik und Aesthetik leitet, nenne ich Vernunft. — —

[Das Wesen der Zivilisation liegt nun in dem Bestreben, in unserem Empfinden, Denken und Handeln eine Harmonie zwischen dem Wahren, Guten und Schönen herzustellen. Das ist die Weltanschauung, die unserer Kultur zu Grunde liegt.]

* * *

[Seit meiner frühesten Jugend habe ich mich mit folgenden Fragen auf das lebhafteste beschäftigt:]

Wie konnten die Juden sich so lange erhalten? Und woher stammt der Hass, mit dem fast alle Nationen dieses Volk verfolgen?

So lange ich im Ghetto unter dem Einfluss des Talmuds lebte, fiel mir die Antwort nicht schwer. Gott hatte die Juden zum ewigen Volk auserwählt und dem Hass und den Verfolgungen der Völker preisgegeben, um sie zu prüfen, zu läutern und der künftigen Weltherrschaft würdig zu machen. Seit ich, durch die in das Ghetto eingedrungenen Strahlen einer fremden Kultur geblendet, das Vertrauen zur talmudischen Weltanschauung verloren hatte, konnte mich diese Antwort nicht mehr befriedigen. Ich musste eine natürliche, in dem Wesen der Dinge begründete Lösung meines Problems finden. Und ich war überzeugt, dass ich diese Antwort nur bei den Aufgeklärten, bei den von moderner Bildung und Erkenntnis erleuchteten Männern da drüben würde finden können. Und so zog ich hinaus zu den Männern des Landes, von dem die Strahlen der Aufklärung mir gekommen waren, und trat vor sie hin und sprach: „Saget an, Ihr erleuchteten Geister, die Ihr den Himmel entgöttert, den Planeten neue Bahnen zugewiesen, Raum und Zeit überwunden und der Natur nie geahnte Geheimnisse entrissen habt, — saget an, nach welchen Gesetzen diese vor achtzehn Jahrhunderten nach allen Windrichtungen zersprengten, von Land zu Land, von Volk zu Volk gehetzten Judenhaufen gegen die alles auflösende Macht der Zeit in ihrer nationalen Kraft unversehrt sich zu erhalten vermocht haben, während alle anderen Völker, den Blumen des Feldes gleich, blühen, welken und vergehen?“ Und als ich so gesprochen hatte, zuckten meine Gewährsmänner die Achseln und sagten: „Unsere Kenntnis des Judentums

ist gering und flach und reicht nicht hin, um deine Wissbegierde zu befriedigen. Aber wende dich doch an die hochweisen Lehrer und Führer des modernen Judentums, die ja so viel über die Geschichte ihres Volkes gesagt haben; sie werden dir wohl Auskunft geben können."

Und ich tat, wie mir geraten wurde; und siehe: bei den Lehrern des modernen Judentumes wurde mir die gewünschte Antwort. „Gott hatte einst den Juden eine der erhabensten Ideen offenbart: die Idee des Monotheismus. Um diese Idee zum Gemeingut der Menschheit zu machen, hat er die Juden unter die Nationen als Lehrer und Ermahner zerstreut; und nicht eher wird er sie aus dieser Zerstreuung erlösen, bis sie ihre Mission erfüllt haben. Bis dahin aber wird es ihnen ergehen, wie es allen Propheten und edlen Männern stets ergangen ist, die dem Pöbel irgend eine Wahrheit beibringen wollten: sie werden gesteinigt und gekreuzigt."

So sprachen die modernen Lehrer und Führer Israels.

Und ich fand ihre Rede klug und schön und glaubte mich befriedigt. Als ich aber in mein Kämmerlein ging und mir diese Rede näher betrachtete, sie ihres phrasenhaften Schmuckes entkleidete und den Kern herausschälte, da grinste mich das altbekannte Sprüchlein an, mit dem man uns da drüben im Ghetto seit so vielen Generationen eingelullt hatte: Gott hat die Juden zum ewigen Volk auserwählt, — und so weiter. Und diese Ghettomenschen konnten wenigstens ihr Sprüchlein mit voller Ueber-

zeugung herunterleiern. Für sie war die ganze Erscheinungswelt nur ein Komplex von wunderbaren Gottesfügungen. Die Menschheit hatte für sie keinen anderen Daseinszweck als den einen: den Läuterungsprozess des jüdischen Volkes zu fördern. Die modernen Juden aber, die in Schule und Leben Natur und Menschen kennen gelernt haben, sie durften nicht sagen, dass Gott auf eine wunderbare Weise ein Volk zu einem bestimmten Zweck sich ausgewählt habe, dass die Kulturvölker, unter denen sie lebten, deren Ideen sie achten und bewundern gelernt hatten und deren Kulturleistungen sie nicht mehr entbehren konnten, dass diese Völker Barbaren seien, die erst von den Juden Heil und Erleuchtung erhalten müssten. Sie durften vollends nicht den Judenhass als die Folge eines sittlichen und kulturellen Tiefstandes der Völker erklären.

Enttäuscht gab ich nun jeden weiteren Versuch, auf diesem Wege eine Lösung meines Problems zu finden, auf und machte mich daran, diese Lösung auf eigene Faust zu suchen. Ich liess alle Phasen der jüdischen Geschichte an meinem Geist vorüberziehen.

*
* *

„Und ich werde dich zu einem grossen Volk machen und dich segnen und durch dich werden gesegnet werden alle Völker der Erde.“

Mit diesen kühnen Erwartungen lässt die Bibel den ersten Juden in die Ferne ziehen. Wie ganz anders aber sollten sich die Dinge in der Wirk-

lichkeit gestalten! Schon bei seinem ersten Auftreten sehen wir ihn in Konflikte mit seiner Umgebung verwickelt. Und diese Konflikte steigern sich mit der Zunahme seines Geschlechtes und erreichen in Egypten den Höhepunkt. „Und es graute den Egyptern vor den Kindern Israels.“ Endlich war es den Israeliten gelungen, sich ein Heim zu gründen. Aber innere Zwistigkeiten und äussere Feinde rüttelten unablässig an den Grundlagen ihres Staates, bis er endlich zusammenbrach. Seitdem bildet die jüdische Geschichte eine ununterbrochene Kette von Verfolgungen. Griechen, Römer, die islamischen und christlichen Völker des Mittelalters und der Neuzeit: sie alle wetteifern mit einander, die kühne Verheissung, mit der der Stammvater des Judenvolkes in die Welt gezogen war, zu Schanden zu machen.

Bei dieser Betrachtung drängte sich mir ein Gedanke auf, den ich, so sehr auch das durch Erziehung und Vererbung mir überkommene Gefühl dagegen sich sträubte, nicht abzuweisen vermochte. Wenn ein Unternehmen nach langem Gedeihen ins Stocken gegeraten ist, so mag man das Recht haben, über die Ungunst der Zeit und der Umstände zu klagen und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Wenn aber das Unternehmen von Anfang an als unglücklich sich erwiesen hat und im Lauf der Zeit immer ungünstiger sich gestaltet: mit welchem Recht will man da über Zeit und Umstände klagen und auf eine bessere Zukunft hoffen? Es ist eben ein verfehltes Unternehmen, für das es nur einen einzigen Ausweg gibt: die Liquidation oder den Konkurs.

So sah ich mich vor eine ganz neue Frage gestellt, in deren richtiger Beantwortung die Lösung des Problemes, von dem ich ausgegangen war, liegen musste. Welche Grundidee hat das Judentum? Dass diese Idee verfehlt war, hatte ich durch Induktion festgestellt. Woran aber das Verfehlte dieser Idee lag und wodurch sie trotzdem bis jetzt sich zu erhalten vermochte: um das zu erklären, musste ich das Wesen dieser Idee oder das Weseu des Judentumes überhaupt ermitteln.

Drei Quellen boten sich mir: die Bibel, die talmudisch-rabbinische Literatur und das praktische Leben der Juden. Als eine vierte hätte die assyrisch-babylonische Keilschriften-Literatur dienen können. Und sie wäre die wertvollste gewesen, weil sie die Urgeschichte der Juden aufzuhellen und die von späteren Einflüssen ungetrübten Wesenszüge dieses Volkes zu zeigen vermocht hätte. Doch bei genauer Prüfung fand ich die Ergebnisse dieser Literatur für die Geschichte des Judentums zu gering und diese geringen Ergebnisse auf zu schwachen Füssen stehend, als dass ich sie für meinen Zweck hätte gebrauchen können. Die übrigen Quellen gaben zwar die gesuchten Züge nicht ohne Trübung wieder, aber sie lagen doch in dem Bereich meines Erfahrung- und Prüfungvermögens; und ich glaubte, durch folgende Methode das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden zu können.

Hat jemand, sagte ich mir, durch die Einwirkung der Verhältnisse Eigenschaften angenommen, die seinem Wesen fremd oder entgegengesetzt sind, so wird er offenbar diese Eigenschaften einbüssen, wenn

er unter neue Verhältnisse geraten ist, die von den früheren verschieden oder ihnen entgegengesetzt sind. Behält er aber irgend welche Eigenschaften unter den mannichfachsten Umständen, so sind diese Eigenschaften offenbar wesentlich oder — da schliesslich alles Wesentliche in irgend einer Zeit geworden sein muss — der Niederschlag von Verhältnissen, die intensiver und länger gewirkt haben müssen als die uns bekannten Verhältnisse. Nun suchte ich beim Judentum die Züge auf, die die ganze biblische und talmudisch-rabbinische Literatur durchlaufen und noch jetzt bei den Juden zu finden sind. Diese dem Judentum unzweifelhaft wesentlichen Züge führte ich auf eine Einheit zurück und erhielt das Resultat:

Die Grundidee oder das Wesen des Judentums besteht in dem Streben, die Alleinherrschaft der Ethik zu begründen und die Logik und die Aesthetik, sofern sie nicht ethischen Zwecken dienen, rücksichtslos zu bekämpfen.

* * *

Nach dem Beispiel der orientalischen Familie haben die Juden ihren Gott als einen weisen, guten, frommen Partriarchen gebildet, der mit liebevoller Hingebung, aber unumschränkt, über die Seinen schaltet und waltet und mit unnachsichtlicher Eifersucht auf seiner Selbstherrschaft besteht. Er ist ein Held, unbesiegbar im Kampfe und unerbitterlich, wo

es gilt die Seinen zu rächen. Und wie nach aussen, so versteht er auch nach innen die Sache der Seinen zu leiten. Er kennt keinen anderen Zweck als den, seine Kinder zu braven, frommen und tüchtigen Bürgern heranzuziehen. Diesem Ziel führt er sie mit sicherer Hand entgegen, auf geradem Weg, über alle Sinnesverlockungen und Verstandesgrübeleien hin. Nie fragt er, ob etwas schön oder wahr ist, sondern nur, ob es nützlich, gut und heilig ist. Was diesem Zweck nicht entspricht, ist verwerflich, mag es noch so schön und wahr sein.

„Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest in dem Lande, das dein Gott dir gibt." „Das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt, den Segen und den Fluch, du sollst das Leben erwählen". „Heilig sollt ihr sein, denn heilig bin ich, der Herr, Euer Gott".

Diese die ganze Stufenleiter der Ethik durchlaufenden Grundsätze beherrschen die gesamte Literatur des Judentumes und treten in den markantesten Zügen noch heute im Leben dieses Volkes hervor. Und wahrlich: wer Sinn und Verständnis für sittliches Wollen und sittliche Grösse hat, muss mit staunender Ehrfurcht zu der sittlichen Höhe hinaufblicken, die das Judentum im Verlauf seiner Geschichte erklommen hat. Was keinem anderen Volke auch nur annähernd gelungen ist und kaum je einem gelingen wird, bei der höchsten Bewertung des Einzelnen das möglichst beste und glücklichste Gemeinwohl zu gründen: das hat das Judentum bis zu einem gewissen Grade dadurch erreicht, dass es seinem himmlischen Vater zu Liebe

Gut und Leben stets dem Gemeinwohl zu opfern bereit war. Aber freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Denn trotz der beispiellosen Energie, die die Juden aufboten, um ihr Ziel zu erreichen, mussten sie doch bei der Einseitigkeit ihres Strebens auf Grenzen stossen, an denen alles menschliche Wollen zerschellt. Da nur die Ethik herrschen sollte, hatten sie den Kampt gegen die von der Natur den Menschen eingeprägten ästhetischen und logischen Anschauungsweisen aufzunehmen. Im Kampfe gegen die Natur mussten sie unterliegen.

Der in der Bibel immer von neuem auftauchende Abfall der Juden von ihrem Gott und die fast von allen Propheten mit leidenschaftlicher Erbitterung gerügten Freveltaten dieses Volkes waren im Grunde nichts anderes als das elementare Hervorbrechen der unterdrückten ästhetischen und logischen Bedürfnisse. Man war es müde, zu einem stets nach Zwecken fragenden, den sinnlichen Genüssen feindlich gegenüberstehenden, heiligen und unnahbaren Gott hinaufzublicken. Immer von neuem brach das unabweisbare Verlangen nach Göttern hervor, die nach allgemeiner Menschenart lebten und leben liessen, die das Fleisch nicht verachteten und den Schönheitssinn ihrer Anbeter befriedigten. So sehen wir während des ganzen biblischen Zeitalters die beiden Gegner in gigantischem Ringen gegenüberstehen. Plump der eine, aber von unversiegbarer und unzerstörbarer Kraft; minder stark der andere, aber schlau und behend mit unerschöpflicher Energie dem Anprall des Gegners ausweichend, oder, wo es nicht mehr möglich

ist, vor ihm sich duckend, um ihn dann rücklings anzufallen. So standen Ethik und Aesthetik einander gegenüber.

In den ersten Anfängen der jüdischen Geschichte bewegte sich der Kampf gegen die Aesthetik noch in engen Grenzen. Man begnügte sich mit der Bekämpfung des dem Natursinn des Menschen entsprungenen Götzendienstes. Als aber das Fleisch sich ungeberdig zeigte und die ihm gesetzten Schranken immer wieder durchbrach, nahm der Kampf an Heftigkeit und Ausdehnung zu und artete endlich in eine alle Grenzen des Möglichen überschreitende Raserei aus. Man suchte die Quelle zu verstopfen, aus der die unbesiegbare Neigung zum Götzendienst floss. Da man ihr nicht beizukommen vermochte, suchte man ihren Einfluss durch Entfernung und Absonderung zu unterbinden. Alles, was nicht ethischen Zwecken diente: die Menschen ringsum, das pulsierende Leben, die ganze Natur wurden für unrein erklärt; sie zu berühren, zu geniessen, war erst gestattet, wenn es unumgänglich nötig wurde, und auch dann nur unter zahllosen Beschränkungen. Den ungeheuerlichen Zustand, in dem das Judentum vor dem Zusammenbruch seines Staates lebte, zeichnet grell der bittere Spott: Sie wollen den Sonnenball reinigen!

Mit demselben Fanatismus, aber, da der Gegner keinen so schroffen Widerstand entgegensetzte, in etwas milderer Form, wurde der Kampf gegen die Logik geführt. Wenn Jehova sich Israel zum Lieblingsohn auserkoren hatte, so musste bei diesem winzigen Volk der Wahn sich herausbilden, dass alle

14*

Nationen, wie nach damaliger Anschauung die Planeten um die Erde, um Israel sich drehten. Ob sie zu Macht und Sieg gelangen oder der Schmach und dem Untergange preisgegeben würden: das alles hing von dem Interesse Israels ab und von dem jeweiligen Verhältnis, in dem es gerade zu seinem Gott stand. Denn Jehova war nicht nur ein guter, sondern auch ein strenger Vater, der unnachsichtlich über seinem Liebling, wenn er gefrevelt hatte, die Zuchtrute schwang. Er führte Nationen als Geissel herbei und verlieh ihnen Macht, den widerspenstigen Liebling zu züchtigen, bis er reumütig zu seinem Vater zurückkehrte. Diese Auffassung konnte sich bei den Juden so lange ungestört erhalten, als sie noch mit einigen nomadisierenden Räuberbanden ihrer Umgebung sich herumzuschlagen hatten. Da luden sie ihren Jehova, nachdem sie ihn in gute Laune gebracht hatten, auf einen Wagen und zogen mit ihm, unter Pauken- und Trompetenschall, frisch und fröhlich gegen den Feind[1]). Wenn sie dann siegreich zurückgekehrt waren, stimmten sie ein Loblied auf die Heldentaten Jehovas an, der sich wieder als den mächtigsten unter den Göttern gezeigt hatte. War aber der Krieg mit Schmach und Niederlage beendet, so war eben Jehova wegen ihrer Sünden erzürnt und hatte sie züchtigen lassen. Sie brauchten sich also nur mit ihrem Gott zu versöhnen: dann konnten sie an ihren Bedrückern blutige Rache nehmen.

Aber diese idyllische Zeit sollte nicht lange

---

[1]) Sam. 1. IV, 4.

währen. Am Vereinigungspunkte der die ganze Welt darstellenden drei Weltteile liegend, konnte Palästina für die Dauer dem Geschicke nicht entgehen, in das Gewühl der um die Weltherrschaft ringenden Nationen hineingezogen zu werden. Eroberer kamen und gingen, zerstampften die Gefilde Israels, machten seine Bewohner tributpflichtig oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Nun war die Fiktion von dem unbesiegbaren Jehova nicht mehr so leicht zu erhalten; denn die Tatsachen bewiesen unzweideutig, dass Rah, Bel, Aschur, und wie sonst die Götter der jeweiligen Grossmächte hiessen, mächtiger waren als der Gott Israels. Und während jedes andere Volk in diesem Falle stets aus den Tatsachen die Konsequenzen zu ziehen gewusst und zu dem Gott sich bekehrt hat, dem der Sieg zugefallen war, blieb für Israel Jehova nach wie vor Leiter und Lenker der Schlachten, die zwischen den Grossen der Erde geschlagen wurden. Er liess die Völker steigen und sinken, — um Israels willen.

Aber der gemeine Mann vermochte die Ratschläge Jehovas nicht zu ergründen. Das konnten nur einige Auserwählte, denen Jehova von Zeit zu Zeit seine Absichten zu offenbaren pflegte. Die wussten ganz genau, warum die Assyrer die Egypter, die Babylonier die Assyrer, die Perser die Babylonier schlugen. Das alles war für und durch Israel geschehen. Und sie wussten auch, wie die Juden sich zu verhalten hatten, um der drohenden Gefahr zu entgehen und den heranziehenden Feind in die Flucht zu schlagen. Sie brauchten nur vertrauensvoll an ihren Jehova sich zu

wenden, ihn reuevoll um Vergebung für ihre Sünden zu bitten und ihm fortan treu und gehorsam zu dienen: und alles wandte sich plötzlich zum Guten. Doch Israel war ein treuloses, undankbares Volk. So viele Beweise seiner Allmacht Jehova ihm auch schon gegeben und mit soviel Wohltaten er es überhäuft hatte, stets war dieses Volk geneigt, Jehova zu verraten, seine Gebote zu verachten und mit fremden Göttern zu buhlen. Und wenn sie sich demütig ihrem Gott nahten und ihm Reue und Gehorsam gelobten, trugen sie Heuchelei im Herzen und Lug auf den Lippen. Niemals hörten sie auf, heimlich Götzen zu dienen, von den Geboten ihres Gottes abzuweichen. Als Warnungen und Drohungen nicht halfen, rief Jehova Völker herbei, um Israel zu züchtigen und zu demütigen. Und als auch das nichts half, kannte Jehova kein Erbarmen mehr. Er liess Israels Männer und Frauen und Säuglinge niedermetzeln und die Ueberlebenden in die Gefangenschaft schleppen. Als aber der Zorn verraucht war, erbarmte sich Gott seines Lieblings und führte ihn zurück in sein Land.

Nun war Israel von seinem Trotz und Leichtsinn geheilt. Es hatte erfahren, wie unnachsichtig und erbarmungslos streng Jehova sein konnte, wenn er grollte. Und man nahm sich vor, ihn nie mehr zu erzürnen. Spurlos verschwand bald der Götzendienst aus dem jüdischen Leben. Man warf sich mit einem unermüdlichen, kein Opfer scheuenden Eifer auf das Studium der Heiligen Schriften, um die Gebote Jehovas zu erforschen und getreulich erfüllen zu können.

Aber ein tragisches Geschick waltete über Israel. Man mochte noch so peinlich die Gesetze Jehovas beobachten, noch so sehr den Leib kasteien und in Sack und Asche Busse tun: nie wollte es gelingen, das Verhältnis zu Jehova so innig wie in den Tagen der Vorzeit wiederherzustellen. Jehova schien seine Kinder immer mehr zu vernachlässigen. Er liess sie unter dem Joch der Heiden seufzen, schmachten und zusammenbrechen. Und als das Mass der Leiden voll, der Druck der Griechen und Römer unerträglich geworden war, begann man, an Jehova irre zu werden. Hiobnaturen traten auf und schleuderten Jehova verzweifelte Anklagen ins Gesicht. Treulos und ungerecht bist du, riefen sie ihm zu. Wir haben für dich alles getan, was in unseren Kräften lag, wir haben dir gedient mit Hab und Gut, mit Herz und Seele. Wir haben unser Bestes hingeopfert, um deinen Namen zu heiligen. Du aber hast deine Getreuen verkauft, verraten, hast sie den mordgierigen Heiden erbarmungslos preisgegeben. Und andere riefen ihm mit bitterem Spott zu: Wache auf, o Herr! Warum schläfst du? Hörst du nicht, wie die Heiden toben und höhnen? Wo ist denn der Gott, dem ihr vertrauet habet, euer allmächtiger, unbesiegbarer Jehova? Doch solche Verzweiflungsausbrüche glichen im Grunde einer Selbstzerfleischung. Jehova war tief in das Herz der Juden hineingewachsen: er war ihr Odem, ihr Leben. Und wenn sie sich von ihm losreissen wollten, mussten sie verbluten, verenden.

So waren die Führer der Juden in der Lage eines Menschen, der, um zu spekulieren, dem Vermögen

seiner Mündel anfangs kleinere Summen entwendet, in der guten Absicht, ihr Vermögen zu vergrössern; da aber seine Unternehmungen missglücken, nimmt er, in verzweifelter Waghalsigkeit, immer grössere Summen, bis er sich und seine Mündel ins Verderben gestürzt hat. Mit einer harmlosen, unter den obwaltenden Verhältnissen wohl nützlichen Lüge hatte man angefangen, als man den Juden einredete, der allmächtige Jehova habe sie zu seinem Liebling und Schützling auserkoren. Um den Bankerott der ersten Lüge aufzuhalten, musste man nun zu immer grösseren Lügen greifen. Als es endlich keinen Ausweg mehr gab, wagte man einen Schritt, der für das Judentum die Ursache Jahrtausende langer qualvoller Leiden werden sollte. Um der lästigen, jedwedes Lügengespinnst schonungslos zerstörenden Kritik der Wirklichkeit zu entgehen, verwies man die Leute auf einen in der fernen Zukunft zu erwartenden Messias, auf einen Jüngsten Tag, wo Jehova Generalabrechnung halten, Israel zu Glanz und Herrlichkeit gelangen lassen und seinen Widersachern Schmach und Pein zufügen würde.

Aber auch hierbei blieb man nicht stehen. Man stellte dem einzelnen Juden für seine Leiden hienieden Genugtuung und Belohnung in Aussicht und gab ihm die Hoffnung mit ins Grab, am Jüngsten Tag geweckt zu werden, um an der Herrlichkeit seines Volkes leibhaftig teilzunehmen. Und da es nicht jedermanns Sache ist, auf so allgemeine, in weiter Ferne liegende Versprechen hin sein Lebensglück zu opfern, wurde auch noch eine zeitlich näher liegende und die indi-

viduellen Ansprüche mehr befriedigende Belohnung in Aussicht gestellt. Jehova schrieb genau die Taten und Leiden jedes Juden auf. Und Jehova war ein guter und genauer Zahler, — im Jenseits, nach dem Tode. Unter solchen verzweifelten Anstrengungen, die Alleinherrschaft der Ethik auf Kosten der Logik und Aesthetik zu erhalten, krachte das jüdische Staatsgebäude in allen Fugen und brach unter Titus schliesslich zusammen.

* * *

Es ist das Gesetz aller organischen Gebilde, dass sie den benachbarten Gebilden sich anpassen, mit ihnen sich verbinden und nach Verlöschen ihrer Kraft in andere, kräftigere Gebilde sich auflösen. Im gewöhnlichen Leben spricht man da von Entwickelung und Tod; der Grieche aber sagt: Alles fliesst. Entzieht sich ein Gebilde aus irgend welchen Gründen diesem Fluss, so gerät es in einen Zustand, den man Fäulnis nennt. Dieses Gesetz des Werdens und Vergehens gilt allgemein. Pflanze, Tier, Mensch und Staat: sie blühen, entwickeln sich und gehen, wenn ihre Zeit gekommen ist, in andere Gebilde auf. Und nicht nur die Gebilde der Erscheinungswelt, sondern auch alle Ideengebilde, mögen es Meinungen einzelner Menschen sein oder Wahrheiten, die die ganze Menschheit als ewig giltig anerkannt hat: alle müssen, wenn ihre Blüte und Entwicklungs-

zeit um ist, verschwinden und neuen Meinungen und anderen „ewigen Wahrheiten“ Platz machen. So sehen wir im Verlauf der Menschheitsgeschichte Völker auftauchen, die in mächtigem, unaufhaltsamem Siegeslauf die Welt durchschreiten und am Ende in andere Völker untertauchen und mit ihren Göttern, Heroen, Ideen und Wahrheiten verschwinden. Tot sind die Egypter, tot die Assyrer, die Babylonier, Perser, Griechen, Römer; tot ist alles, was sie verehrt und erdacht haben. Und nie wird es gelingen, die dem Moder entrissenen Mumien und Schriftzeichen dieser Völker für uns wieder lebendig zu machen.

Nur den Juden war es vorbehalten, sich gegen dieses Gesetz des Werdens und Vergehens aufzulehnen und zu ihrem und ihrer Mitmenschen Unglück ihren Auflösungsprozess Jahrtausende lang aufzuhalten.

Aus dem eigenen Land vertrieben, macht- und schutzlos nach allen Windrichtungen versprengt, hätte jedes andere Volk den unabänderlichen Verhältnissen sich gefügt und von den Völkern, unter die es geraten war, sich aufsaugen lassen. Nicht so die Juden. Für sie gab es keine unabänderlichen Verhältnisse, kein allgemein giltiges Kausalgesetz. Für sie musste alles Geschehen einen Zweck haben, musste der Ausfluss einer sittlichen Ordnung sein. Und das höchste Prinzip der Sittlichkeit war Jehova. Jehova hatte sie zum ewigen Volke auserkoren; durch seine Propheten hatte er ihnen verkündet, dass eher Himmel und Erde vergehen, als dass sie je aufhören würden, ein Volk zu sein. Und Jehovas Wort musste in aller Ewigkeit wahr bleiben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet,

konnte der Zusammenbruch ihres Staates nur eine Episode sein. Nicht durch die Uebermacht der Römer waren sie besiegt worden, sondern Jehova hatte sie wegen ihrer Sünden für eine Weile aus ihrem Lande vertrieben. Und es lag nahe, dass man nun nicht mehr mit den Römern, sondern mit Jehova sich abzufinden hatte. Man brauchte ihn nur durch strenge Befolgung seiner Gebote günstig zu stimmen, und er war bereit, seinen Messias zu senden und seinen Liebling zu erlösen.

Aber die Naturgesetze gleichen den Fluten des Meeres, und die Menschen gleichen den Kindern, die zur Zeit der Ebbe am Meeresstrand ihre Burgen und Schlösser bauen. Mit Genugtuung blicken sie auf das mühevoll errichtete Werk, wie es stolz in die Höhe emporragt, und wähnen in ihrer Unerfahrenheit, dass ihre Gebilde für alle Ewigkeit unerschüttert bleiben werden. Doch ehe man sichs versieht, tritt die Fluth an diese Gebilde heran und nagt mit unerschöpflicher Zähigkeit an ihren Grundlagen, bis sie zusammenstürzen.

Von einem solchen Geschick hätte auch die Wahnvorstellung von einer allem Geschehen immanenten Zweckmässigkeit, deren Endziel das Heil Israels war, ereilt werden müssen. Dieser Glaube wäre bei der Berührung mit der Wirklichkeit zusammengestürzt und hätte das jüdische Volk, das sich von ihm nicht befreien konnte, mit sich in den Abgrund gerissen, wenn nicht die Pharisäer — oder, wie sie später genannt wurden, die Talmudisten — gekommen wären und den Dingen eine neue Wendung gegeben

hätten. Man mag die Leistung dieser Männer vom Standpunkte der Kultur und Humanität noch so sehr bedauern und verurteilen: Bewunderung verdient ihr genialer Blick und die beispiellose Energie, mit der sie ihr Werk in Angriff genommen und vollbracht haben.

Bis zur völligen Auflösung seines Reiches hatte das Judentum stets an dem Widerspruch gekrankt, dass es Jehova zwar als den Lenker seines Geschickes ansah und dennoch, um selbst sein Schicksal zu gestalten, wie andere Völker gegen den Feind in den Krieg zog. In den Anfängen der jüdischen Geschichte, wo man sich Jehova als einen Feldherrn dachte, der seinem Volk in den Krieg voranzog, kam dieser Widerspruch noch nicht so sehr zum Bewusstsein. Seit aber der ethische Grundgedanke des Judenthumes stärker hervorgetreten war und Jehova zum einzigen, unumschränkten Lenker alles Geschehens gemacht hatte, wurde der Widerspruch immer stärker fühlbar. So sehen wir zuletzt Propheten mit der ernsten Forderung auftreten, im Kriegsfall auf jede Selbsthilfe, die nach ihrer Auffassung ein Misstrauen gegen die Allmacht Jehovas bedeutete, zu verzichten und vertrauensvoll ihr Geschick in die Hand Gottes zu legen. Da sie zur Unterstützung dieser Forderung auf zahlreiche Tatsachen der biblischen Geschichte hinzuweisen vermochten, wo Jehova ohne Schwertstreich gewaltige Heere niedergeworfen hatte, fand ihre Forderung, so unsinnig sie auch klingen mochte, immer mehr Beifall.

So lange aber die Juden noch in ihrem Land waren,

konnten sie der Versuchung nicht entgehen, da, wo Jehova ihrer Sünden wegen von Ihnen sich abgewandt, und sie dem Feind preisgegeben hatte, ihr Heil selbst zu versuchen. Erst nach dem furchtbaren Ende des letzten Aufstandes unter Hadrian wurde die Selbsthilfe für immer aufgegeben und die Partei des Gottvertrauens die allein herrschende. Die Führer dieser Partei waren die Talmudisten. Vor mannichfache Aufgaben sahen sie sich gestellt. Die an dem palästinensischen Boden haftenden und an dem Dualismus zwischen Gottvertrauen und Selbsthilfe krankenden Einrichtungen und historischen Ueberlieferungen der Bibel passten nicht mehr für ein Volk, das verfolgt und verachtet in der Fremde umherirrt und gegen alle Angriffe einzig durch Beugen, Ducken und zeitweiliges Untertauchen sich verteidigen kann. So machten denn die Talmudisten aus dem in der Bibel mit strotzender Jugendkraft, mit Panzer und Schwert gegen den Feind ziehenden Jehova einen frommen hypochondrischen Greis, der nachts von seinem Lager aufsteht und jammert, dass er seine Kinder aus ihrem Lande vertrieben habe[1]), der morgens nach der Weise der frommen Juden die Gebetriemen anlegt und Gebete verrichtet[2]), der für die Verpflegung der Seinen sorgt und über das Benehmen eines Jeden genau Buch führt und nach verrichteter Tagesarbeit zur Erholung sich mit Heiratvermittlungen befasst[3]). Und wie Jehova,

[1]) Berakot S. 3.
[2]) Ibid. S. 6.
[3]) Midrasch rabba 1, 68; 3, 8.

erging es allen biblischen Helden. Aus dem in Raub und Kriegszügen ergrauten David wurde ein Mann, der Tag und Nacht in seiner Klause gehockt und über talmudischen Problemen gebrütet hatte.

Dasselbe Schicksal hatten die biblischen Feste. Das ursprüngliche Aehrenfest war schon in einer früheren Periode in ein Passah- und Erlösungfest umgewandelt worden. Nun wurde auch aus dem Feste der Erstlinge ein Offenbarungfest, aus dem Posaunenfest ein Tag des Gerichtes. Der Esthertag, dieses echte Golusfest zur Erinnerung an die durch Fasten und Gebete bewirkte Errettung der Juden, wurde als das grösste aller Feste gefeiert, während die Erinnerung an die in der jüdischen Geschichte beispiellos dastehenden Heldentaten der Makkabäer zu dem klang- und sanglosen Fest eines wunderbaren Oellämpchens herabsank. Alle Einrichtungen und Erinnerungen, die man in diese Schablone nicht hineinpressen konnte, wie der Opferdienst, die levitischen und priesterlichen Funktionen und Aemter, wurden abgeschafft oder — wie man vorgab — bis zur Ankunft des Messias aufgeschoben.

Aber damit war nur der von der Vergangenheit überkommene Ballast beseitigt oder durch zeitgemässe Modifikationen brauchbar gemacht. Die Hauptaufgabe war nun, die in zersprengten Haufen und unter den verschiedensten Völkern lebenden Juden so auszurüsten, das sie von den Wirtsvölkern nicht aufgesogen werden konnten.

In der richtigen Voraussicht, dass die Juden unter so abnormen Lebensbedingungen einer sehr

trüben Zukunft entgegengehen müssten, waren die Talmudisten vor Allem darauf bedacht, die Wertschätzung der diesseitigen Lebensgüter auf das niedrigste Mass herabzudrücken. Das Leben hienieden war nur ein Vorhof für das jenseitige und alles Tun und Leiden in dieser Welt hatte nur dann Wert und Bedeutung, wenn es für das jenseitige Heil fördernd war. Dies waren aber nicht Reichtum, Macht und Lebensgenuss, sondern ein frommer, bussfertiger Lebenswandel, Wohltätigkeit und das Studium der Heiligen Schrift. Und weil das jenseitige Leben einen absoluten, das diesseitige aber nur einen relativen Wert hatte, so konnte man da, wo die Notwendigkeit einer Wahl an den Einzelnen herantrat, keinen Augenblick zögern, das Diesseits für das Jenseits hinzugeben.

War nun jedem Versuch, die Juden auf gewaltsamem Wege von ihrem Gott abtrünnig zu machen, vorgebeugt, so wurde noch durch eine möglichst vollständige Isolierung dafür gesorgt, dass nicht der Nachahmung- und Anpassungtrieb freiwillig bewirke, was der Zwang nicht vermocht hätte. Die biblischen Speiseverbote, die Untersagung der Vermischung mit fremden Völkern wurden so streng verschärft, dass jede nicht rein geschäftliche Berührung mit Andersgläubigen unmöglich war. Alles, was den Gojim heilig war, ihre Gebräuche und Sitten, die Erzeugnisse ihres Geistes und ihrer Hände, wurde für unrein und verdammenswert erklärt. Man gab schliesslich die Parole aus, der Jude müsse stets anders handeln und denken als die Gojim.

Um die Juden unter diesen abnormen Lebens-

bedingungen geistig und physisch zu erhalten, wurde ihnen das Studium des Talmuds, des aus den verschiedensten griechich-römischen und persischen Wissens- und Erkenntnisgebieten zusammengerafften Schatzes, den man von dem Geiste des Golus zersetzen und aufsaugen liess und durch eine vor keiner Willkürlichkeit zurückscheuenden Interpretation durch die engen, unwegsamen Kanäle der biblischen Weltanschauung gepresst hatte, zur wichtigsten Lebensaufgabe gemacht. Dann wurden sie, die unter den schwierigsten und traurigsten Verhältnissen zu leben hatten, mit einer Menge guter, vernünftiger Lebensregeln versehen. Von der Ansicht ausgehend, dass ein reines, tugendhaftes Familienleben die Grundbedingung der Lebenskraft und Lebensfähigkeit sei, haben die Talmudisten den Vorschriften über die Eheschliessung, das Zusammenleben der Eheleute und die Kindererziehung die grösste Sorgfalt gewidmet. Nicht Geld und Schönheit, sondern Tüchtigkeit und Tugend sollten bei dem Eingehen der Ehe entscheidend sein. Der Mann muss das Weib höher als sich selbst achten; das Benehmen der Eheleute gegen einander soll ernst und schamhaft sein; doch darf das freundliche Entgegenkommen, das den Aufenthalt Gottes im Hause ermöglicht, nicht fehlen. Besonders streng wurde das Laster bekämpft. Das achtzehnte Lebensjahr war der letzte Termin für den Junggesellen. Wer bis dahin nicht geheiratet hatte, verfiel dem Fluch Gottes. Die Selbstbefleckung war ein ungeheurer Frevel und selbst ein unsittlicher Gedanke schon ein Verbrechen. Verboten war, eine fremde

Frau anzusehen oder mit ihr allein im Zimmer zu verweilen. Und wie das Familienleben wurde auch das Gesellschaftsleben durch einen reinen, gesunden und guten Ton gekräftigt, gehoben und geklärt. Stolz und Uebermut waren einer Gotteslästerung gleich. Die Lüge wurde als das abscheulichste Laster bekämpft. Freundliches und liebevolles Betragen gegen jedermann wurde dringend empfohlen. Gastfreundschaft gehörte zu den schönsten Tugenden und Mildtätigkeit war die Weltstütze. Wer nicht schamhaft, barmherzig und dankbar war, durfte sich nicht zum jüdischen Stamm zählen.

Auch für die Erhaltung der Gesundheit wurde gesorgt. Wer nicht täglich ein Bad nehmen konnte, musste es wenigstens jeden Freitag tun. Freiwilliges Fasten, der Verzicht auf den Genuss des Fleisches und des Weines ist eine Sünde. Nur dürfen auch die Grenzen der Mässigkeit und Bescheidenheit nicht überschritten werden. Der Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems muss durch manche Entbehrungen im Essen und Trinken, in der Kleidung und häuslichen Einrichtung Ausdruck gegeben werden. Sang und Tanz und Zechgelage, die zu den rituellen Festlichkeiten nicht gehören, sind untersagt. Hazardspieler sind ihrer Glaubwürdigkeit verlustig und dürfen zu keiner Zeugenaussage zugelassen werden.

Das ist die Entwicklungsgeschichte der Idee des Judentumes. Diese Idee, die Alleinherrschaft der Ethik zu stabilieren und Asthetik und Logik, sofern sie nicht für ethische Zwecke zu brauchen waren, rückhaltlos zu bekämpfen, hat alle staatlichen und natio-

nalen Fesseln gesprengt, die Juden von der Natur gelöst und sie dann mit einer Kruste umgeben, die sie von aussen gegen jeden Reiz unempfindlich machte, von innen aber mit so viel Lebenskraft ausstattete, wie nötig war, um sie in ihrem lethargischen Zustand bis zu der Zeit zu erhalten, da ihr Ideal Wirklichkeit werden konnte. Das war der Entwicklungsgang des Judentums bis zum Abschluss des Talmuds. Seit dieser Zeit hat das Judentum sich nicht mehr entwickelt.

Wenn ich vom Judentum spreche, meine ich nicht die modernen Juden, die mit dem Talmud gebrochen und von jener die Entwickelung hemmenden Kruste sich befreit haben, sondern die grossen osteuropäischen Judenmassen, die noch streng unter der Herrschaft des Talmuds leben; Menschen, die wie Schatten durch das Leben huschen, die nichts für das Land, in dem sie leben, empfinden, die ihre Wirtvölker als unreine Geschöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und alles, was diesen Völkern heilig ist, verabscheuen; Menschen, die das Leben als Warteraum betrachten und stets darauf harren, dass sie der Messias nach dem Gelobten Lande oder der Tod in die Gefilde der Seligen bringen werde. Diese Menschen, deren Augen verlernt haben, Freude an den Schönheiten der Natur und Kunst zu empfinden, die keinen Sinn für eine harmonische, wohlgeordnete und systematische Gedankenentwickelung haben, die bei allem Empfinden, Denken und Handeln stets nur nach Zwecken fragen, wenn es auch nicht immer gemeine Nützlichkeitszwecke sind, sondern sehr oft gute, edle und heilige Zwecke —

diese Menschen leben oder vegetieren noch genau so, wie sie vor etwa anderthalb Jahrtausenden gelebt haben. Sie sind nicht um eines Fusses Breite vorwärts gekommen.

* * *

Vor beinahe achtzehnhundert Jahren war eine kleine Schar jüdischer Männer in die Welt hinausgezogen. Sie waren arm an Geist, Geld und Ansehen; was sie mit sich führten, war einzig eine Idee: die jüdische Idee von der Alleinherrschaft der Ethik, gelöst von allen staatlichen und gesellschaftlichen Banden, gelöst von dem jüdischen Zeremonialgesetz, in dem diese Idee, um sich nicht zu verflüchtigen, eingeengt gelebt hatte, dafür aber in einen mystischen, jeden natürlichen und vernünftigen Keim erstickenden Dunst gehüllt. Mit dieser Idee zog die kleine Schar hinaus, um das gewaltige, mächtige Römerreich über den Haufen zu werfen und alles, was eine Jahrtausende alte Kultur erdacht und geschaffen hatte, zu vernichten. Anfangs unbeachtet und verspottet, wurden sie endlich, als die Gefährlichkeit ihres tollkühnen Unterfangens erkannt war, mit Feuer und Schwert verfolgt. Aber ihre Idee spottete aller Gewaltsmassregeln. Immer stärker wurde ihr Ansehen, ihr Anhang, ihre Macht, und ehe ein Jahrtausend vergangen war, hatten sie die

mächtigsten Reiche besiegt, deren Götter, Denker und Künstler in den Staub gezerrt, hatten sie den Riesenleib der indogermanischen Völker gebändigt, gezähmt und seine ungeschlachten Glieder in ein jede freie und natürliche Bewegung und Entwickelung hemmendes Gewand gezwängt.

Doch was bei dem jüdischen Volk, das von Hause aus nach der Ethik hinneigte, nach Jahrtausende langen verzweifelten Kämpfen und unter Anwendung der ungeheuersten Mittel kaum gelingen wollte, das konnte bei den indogermanischen Völkern, deren Grundwesen ästhetisch ist und die, wenn sie erst zu reflektieren beginnen, zuerst an die Logik und zuletzt an die Ethik sich wenden, unmöglich für die Dauer gelingen. So sehen wir denn diesen ungeschlachten Riesenleib sich recken und strecken und aus der Zwangsjacke hinauswachsen. Und so oft eine Naht geplatzt ist, kommen die Hüter der jüdischen Idee mit Nadel und Zwirn hinterhergelaufen und suchen sie wieder zusammenzunähen; wenn es nicht mehr geht, flicken sie dem Gewande einen Lappen nach dem anderen an. Aber all ihre Mühe ist eitel und vergebens. Schon hängt das Gewand nur noch lose an dem indogermanischen Körper: die Zeit, wo es ganz abgestreift sein wird, kann nicht ausbleiben.

* * *

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Betrachtung für die modernen Juden?

Ein strenggläubiger Talmudjude würde sagen: „Ich weiss, dass ich gegen den Zeitgeist, die Kultur und Natur lebe, aber was geht mich euer Zeitgeist, eure Kultur und Natur an? Ich will so leben, wie es mir passt!“ Diesen Mann kann man vielleicht bedauern, aber mit Vernunftgründen ist ihm nicht beizukommen, da er genau nach dem Gesetz der Willensidentität denkt und handelt.

Ihr modernen Juden aber, die Ihr mit der Kultur fortschreitet und nach den Gesetzen des Landes, dem Ihr angehöret, lebt und dennoch Juden bleiben wollt, Ihr gleicht dem des Rechnens Unkundigen, der zweimal zwei fünf sein lässt. Ihr kennt eben das Judentum nicht und glaubt deshalb, es sei mit dem, was Ihr wollt, zu vereinigen.

[„Aber unsere Führer und Lehrer versichern uns, dass die jüdische Religion die entwickelungsfähigste und geradezu mit Kultur und Forschritt identisch sei. Und wir glauben diesen ehrenwerten Männern mehr als dir und deinen Beweisen, deren Quellen uns fremd sind und die wir daher nicht zu kontrollieren vermögen.“

Nun denn, wir wollen die Frage von einer Seite betrachten, die uns sehr nahe und klar ist.]

Ihr kommt in die Schule. Wenn euch die Natur nicht zufällig mit einer arischen Nase ausgestattet hat, werdet Ihr bald die schmerzliche Erfahrung machen, dass eure arischen Kameraden von euch abrücken. Aber ich will annehmen, ein unauffälliges Gesicht und

anständige Manieren haben euch geholfen, mit euren Mitschülern in ein leidliches Verhältnis zu kommen. Dieses leidliche Verhältnis wird, sobald Ihr auf die Universität gelangt, ein jähes Ende nehmen. Selten wird ein Corps oder eine Burschenschaft sich bewegen lassen, euch aufzunehmen. Und wie bei den Kommilitonen, so geht es euch beim Militär, bei jeder Bewerbung um irgend ein Staatsamt, in allen Berufsklassen und Gesellschaftsschichten, im öffentlichen und im Familienverkehr. Ueberall werdet Ihr hinausgedrängt, höflich oder schroff, je nach dem herrschenden Ton. Ich frage euch nun: Wie könnt Ihr, die Ihr doch gute Patrioten und mit einer modernen Bildung und mit modernen Ehrbegriffen ausgestattet seid, unter solchen schmachvollen Verhältnissen leben? Und wie denkt Ihr aus dieser unwürdigen Lage herauszukommen?

Ihr antwortet, dieser Zustand sei von irgend einer Person oder Strömung künstlich hervorgerufen und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt Ihr, dass dieser Hass — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo Ihr in erheblicher Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? Und wie erklärt Ihr die unbestreitbare Tatsache, dass zu allen Zeiten und überall, wo Ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen seid, dieser Hass stets unter den verschiedensten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat? Oder ist euch die Aehnlichkeit der jüngsten Morde in Russland mit den Exzessen in Speier, Worms und Mainz, in Marokko, Fez und Tunis im Mittelalter und in der Neuzeit, in Alexandrien, Antiochien und Cypern

im Altertum nicht aufgefallen? Habt Ihr nie die Aehnlichkeit zwischen der Sprache eines Stoecker, eines Luther und Apion und Haman bemerkt? Meint Ihr wirklich, das alles sei nur künstlich gemacht worden?

Ihr seid Optimisten und glaubt, trotz allen Gegengründen, an ein dereinstiges Aufhören dieser Abneigung. Aber wie denkt Ihr euch denn eure Zukunft? Erwartet Ihr einen Messias, der euch nach dem Lande eurer Väter zurückführen soll? Ihr habt diesen Wunsch ja aus euren Gebetbüchern gestrichen, und die Wenigen, die es noch nicht getan haben, gestehen offen, dass sie in ihrem Vaterlande bleiben wollen und dass sie, wenn sie zu Gott beten, er möge sie nach Zion zurückführen, es nur symbolisch meinen.

„Aber," sagt Ihr, „wir haben die Mission, der Menschheit den wahren Monotheismus beizubringen."

Ich will hier nicht auf den Wert und die Berechtigung dieser Mission eingehen. Ich will nicht untersuchen, ob der Monotheismus die Kultur der Menschheit mehr zu fördern vermag als die Trinität. Ich frage nur: Wann habt Ihr je diese Mission praktisch ausgeübt? Vor achtzehnhundert Jahren zogen einige Männer aus eurer Mitte in die Welt hinaus, um eure Idee zu verbreiten. Das war aber gegen euren Willen geschehen und Ihr protestiert ja noch heute gegen dieses Unterfangen. Dann habt Ihr im Mittelalter den abendländischen Völkern einen in Vergessenheit geratenen Gedankenschatz übermittelt. Aber dieser Gedankenschatz war kein jüdischer, auch kein semitischer, sondern ein arischer: es waren die Schriften des Aristoteles. Seit

dieser Zeit aber habt Ihr keinen Einfluss mehr auf das Kulturleben der Menschheit ausgeübt.

Oder ist etwa der Sinn eurer Mission erfüllt, wenn Ihr euch an jede neuentstandene Bewegung herandrängt und sie durch euer Mitreden und Mittun zu Grunde richtet?

Der Liberalismus war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein kräftiger Schössling, der vielleicht manche gute Frucht getragen hätte. Da kamt Ihr ungerufen heran, hinget euch wie Kletten an ihn, mit eurer Not, eurem Sehnen nach Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung, bis er unter eurer Last zusammenbrach. Und meint Ihr, dass es der Sozialdemokratie, dem Börsen- und Zeitungswesen unter eurer Mitbeteiligung besser ergehen wird?

Aber Ihr sagt: Was bisher verabsäumt wurde, kann ja in der Zukunft geschehen; wir wollen zeigen, welche Kultur- und Wissensschätze wir mit uns herumtragen! Gut, aber wie wollt Ihr euch denn bis zu der Zeit, da die Menschheit zu euch mit ehrerbietiger Bewunderung heraufblicken wird, erhalten?

Wenn ein Ghettojude auf der Strasse geht und ohne jegliche Veranlassung von dem Goj misshandelt wird, so weiss er genau, warum: weil er eben im Golus ist und garnichts anderes als Misshandlungen erwartet. Und wenn er wie ein wildes Tier gehetzt, gejagt und erschlagen wird, so scheidet er von dannen mit dem genugtuenden Bewusstsein: für Alles, was er hienieden gelitten, im Jenseits reichlich belohnt zu werden. W e l c h e G e n u g t u u n g k ö n n t i h r E u r e n K i n d e r n f ü r d i e S c h m a c h u n d Z u r ü c k s e t z u n g,

die sie täglich erleiden müssen, bieten? Könnt ihr sie mit einer Belohnung im Jenseits vertrösten, da ihr ihnen zu Hause und in der Schule die Meinung beigebracht habt, dass sie eben solche Menschen sind wie die anderen, und dass sie dasselbe Recht haben, hienieden zu leben und zu geniessen? Und wenn ihr sie auch mit einer zukünftigen Belohnung vertrösten wollt: meint ihr, dass ihr, die ihr euren religiösen Pflichten nicht nachkommen könnt und wollt, Anspruch auf eine jenseitige Belohnung habt? Ihr entweiht ja den Sabbath, setzet euch über die Speiseverbote und über so Vieles, was geschrieben steht, hinweg, und wenn ihr nach talmudischem Mass gerichtet würdet, hättet ihr im Jenseits nur Hölle und Verdammnis zu erwarten.

Ihr sagt: Wir haben ja mit dem Talmud nichts mehr zu tun; wir leben nach der Bibel. Nun, ihr kennt wohl die Geschichte von Uriel Akosta, dem Marannen, der von Porto nach Amsterdam sich geflüchtet hatte, um hier sich frei zur Religion des Alten Testamentes zu bekennen, und der, als er nach seinem Uebertritt entdeckte, dass die Religion der amsterdamer Juden der Religion des Moses und der Propheten nicht ähnlich sei, Lärm schlug und die Pharisäer, die er mit Recht für die Urheber des amsterdamer Judenglaubens hielt, in Wort und Schrift als Betrüger und Fälscher anklagte. Dieser gute Mann war so naiv wie ihr. Für ihn war alles spurlos vorübergegangen, was seit der Zeit, da die Israeliten in der Sinaihalbinsel sich herumtrieben, bis sie nach Amsterdam gekommen waren, sich zugetragen hatte.

Er kannte nicht das Gesetz des Werdens und Vergehens, nach dem nicht blos die Menschen, sondern auch ihre Ideen und Einrichtungen, und wenn sie noch so offenbar den Stempel Gottes tragen, mit der Zeit verwelken, vergehen müssen. Und er glaubte deshalb, dieselben Einrichtungen und Anschauungen, die für Palästina vor vielen Jahrtausenden gepasst hatten, müssten auch für Amsterdam angemessen sein.

Ihr fragt: Was sollen wir denn tun?

Tauchet unter, verschwindet! Verschwindet mit euren orientalischen Physiognomien, dem von eurer Umgebung abstechenden Wesen, eurer „Mission" und vor allem mit eurer ausschliesslich ethischen Weltanschauung. Nehmet die Sitten, Gebräuche und die Religion eurer Wirtsvölker an, suchet euch mit ihnen zu vermischen und sehet zu, dass ihr spurlos in sie aufgehet.

Ihr meint, das sei leichter gesagt als getan. Aber glaubt ihr denn, dass ein Volk, das vor vielen Jahrtausenden von der Heerstrasse der Menschheit abgewichen ist und sich seitdem immer weiter von der Strasse entfernt hat, mit einer Wendung auf diese Heerstrasse zurückgelangen kann? Wenn ihr mit noch so ernstem Wollen und noch so grosser Energie diesen Auflösungprozess unternehmt, werden noch viele Generationen vergehen, bis ihr spurlos verschwunden seid. Doch einmal muss der Anfang gemacht werden, in eurem Interesse und im Interesse der Wirtsvölker, die, wenn sie nicht an euch zu Grunde gehen sollen, euch früher oder später einmal verdauen müssen.

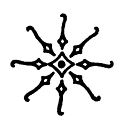
[Ihr saget: wir vermögen nicht einen Schritt zu tun, der unserem Wesen widerstrebt. Nun, ich kann es euch sehr gut nachfühlen. Auch ich, der ich von der Notwendigkeit dieses Schrittes durchdrungen bin, habe mich nicht dazu entschliessen können. Aber was ihr nicht zu tun vermöget, das fanget mit euren Kindern an.]

Saget nicht: Wir wollen unsere Kinder nicht mit einer Lüge in die Welt schicken. Mehr Lug und Trug und Unglück, als ihr bisher euren Kindern auf den Weg mitgegeben habt, könnt ihr ihnen nicht mehr geben. Ihr habt sie religiöse Bräuche gelehrt, die sie nicht ausüben können. Ihr liesset sie Gebete verrichten, an die sie nicht glauben. Ihr habt mitverschuldet, dass ihr kindliches Gemüt durch Schmach und Hohn und Zurücksetzung früh verbittert und vergiftet wurde. Wie könnt ihr da von einer Lüge sprechen, die ihr den Kindern ersparen wollt? Oder meint ihr, dass eure Offenbarungsgeschichte wahrscheinlicher klingt als die christlichen Dogmen?

Und saget nicht: Wir wollen nicht eine Religion unterstützen, die durch den Fortschritt der Menschheit bald überwunden sein wird. Gewiss: früher oder später werden die arischen Völker die semitische Zwangsjacke abstreifen. Das aber ist eine Angelegenheit, die diese Völker unter sich abzumachen haben. Drängt ihr euch aber an diese Bewegung heran, so werdet ihr sie in Misskredit bringen und für lange Zeit hemmen.

Sehet zu, dass ihr euren Wirtsvölkern gleich

werdet! Sehet zu, dass ihr die aus der Logik, Aesthetik und Ethik resultierende Linie erreicht, welche die Zivilisation bezeichnet und auf der eure Wirtvölker — trotz ihrem Christentum — fortschreiten: dann erst dürft ihr mitreden und mittun! Um aber diese Linie zu erreichen, müsst ihr als Juden untertauchen und spurlos verschwinden.





XII.

Berlin, den 1. August 1904.

Der ... (folgt der Name einer jüdischen Wochen schrift) bringt die Mitteilung, dass Sie der Verfasser des in der Nummer 38 der Zukunft veröffentlichten Artikels über „Das Wesen des Judentums" seien. Wir ersuchen Sie ergebenst um baldgefällige Mitteilung, ob diese Angabe zutreffend ist.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

* * *

Berlin, den 15. August 1904.

Auf Ihre gefällige Anfrage teile ich Ihnen ergebenst mit, dass ich der Verfasser des betreffenden Artikels bin.

An den Vorstand der jüdischen Gemeinde in Berlin.

* * *

Berlin, den 18. August 1904.

In Gemässheit der Bestimmungen des § 55 des revidierten Statuts der jüdischen Gemeinde zu Berlin teilen wir Ihnen hierdurch mit, dass Sie bis auf

weiteres von Ihrem Amte als Bibliothekar der jüdischen Gemeinde suspendiert sind. . . .

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

* * *

Aus meinem Tagebuche.

im September 1904.

Jeder Tag bringt neue Zuschriften, neue Zeitungsartikel, neue Angriffe und Schmähungen. „Das, was Sie da getan haben," schreibt mir ein Glaubensgenosse, „ist noch schlimmer als die Tat des Lustmörders."

„Da Sie Vater und Mutter nicht ehren, wundert mich nur, dass Sie nicht längst schon der Schlag getroffen hat." „Ich komme demnächst und breche Ihnen mit Gottes Hilfe das Genick," stellt mir ein Dritter in Aussicht. „Sie sind ein grösserer Gauner als Ihr Erzvater Jakob," schreibt mir ein strammer Antisemit. „Was haben Ihnen Ihre Leut' bezahlt, dass Sie ihnen die Ethik vindizieren? Die Juden ein ethisches Volk! Wer lacht da nicht?"

Jemehr ich mich in diese Documents humains vertiefe, tritt das Gefühl des Persönlichen in mir zurück. Ich sehe das menschliche Gemüt in seinen Tiefen aufgewühlt, schäumend und zischend die durch eine Jahrtausend alte Kultur zurückgedrängten Instinkte an die Oberfläche treiben. Wie ich all den menschlichen Schlamm, Schmutz und Geifer betrachte, taucht in mir die alte Frage auf: In welcher Form hat denn eigentlich die Menscheit bisher sich entwickelt? Ist

diese Entwicklung geradlinig, spiral- oder kreisförmig? Vor Jahrtausenden ist ein Mann vor das Tribunal geschleppt worden. „Du hast durch deine Lehren die Jugend verführt, die Götter beleidigt“, rief ihm der Ankläger zu. „Er hat unsere Jugend verführt, unsere Götter beleidigt,“ raste das Volk. In den Tod mit ihm, Tod dem Verbrecher! Das geschah in einer Stadt der klassischen Bildung und Intelligenz. Wohl gab es unter dem rasenden Pöbel besonnene, gebildete, bessere Elemente, die im engen Kreise oft dem Angeklagten Lob gezollt hatten ob seines Auftretens für die wahre, gute und gerechte Sache. Aber sie hatten eine Würde, ein Ansehen, ein Amt, ein Geschäft zu wahren und wagten es deshalb nicht, ihre Autorität in die Wagschale zu werfen, um dem Pöbel zur Besinnung, zur Vernunft zu bringen. Die einen haben sich feige davongeschlichen. Die anderen haben die günstige Gelegenheit wahrgenommen, um in die Gunst des Pöbels sich einzuschmeicheln, einen Profit zu erhaschen; haben die herrschende Wut geschürt, Schimpf und Schmach, Hohn und Spott über den Hingerichteten gehäuft.

Dieses Schauspiel hat in der Menschengeschichte unzählige Male sich wiederholt. Stets haben die gleichen Ursachen die gleiche Wirkung hervorgerufen. Zu allen Zeiten hat der Pöbel mit rasender Wut auf diejenigen sich gestürzt, die seine Vorurteile, seine Götter anzutasten gewagt hatten. Und stets haben die besonnenen, die gebildeten, die besseren Elemente in diesen Schauspielen eine klägliche Rolle gespielt. Nur die Formen haben sich geändert. In Athen hat

man den Schierlingsbecher gereicht. In Jerusalem hat man gekreuzigt, in Rom verbrannt, in Amsterdam verflucht, gepeitscht und durch Verzweiflung in den Tod getrieben. Und im Berlin des 20. Jahrhunderts —

* * *

Da sind Leute, die im stillen Kämmerlein, wo sie vor Verrat sich sicher wähnen, zu gleichen Ansichten, wie ich sie in meinem Aufsatze ausgesprochen habe, sich bekennen. Aber sie wollen in der Gemeinde eine Rolle spielen, etwas vorstellen. Und sie halten es mit ihrer Ehre, ihrem Gewissen für vereinbar, ihre Ueberzeugung zu verleugnen, dem Masseninstinkte zu schmeicheln. Diese Menschen sind gegen mich aufgetreten, haben gegen ihre Ueberzeugung die Ergebnisse einer Jahrzehnte langen wissenschaftlichen Forschung als grobe Unwahrheiten bezeichnet, mich als feigen Toren, als einen charakterlosen Menschen dargestellt.

* * *

Da sind die modernen Rabbiner.

Ich kenne viele unter ihnen, deren Weltanschauung der meinigen diametral entgegengesetzt ist. Aber ich habe gefunden, dass ihr Charakter lauter, ihr Herz ohne Lug und Falsch, dass es ihnen mit ihrer Religion und Amtstätigkeit heiliger Ernst ist. Deshalb habe ich ihnen stets Hochachtung und Verehrung entgegengebracht. Und wenn sie mir jetzt ob meiner

Ketzerei noch so sehr grollen und fluchen, werde ich sie dennoch stets hochachten und verehren.

Aber diese sind in der Minderheit. Die Mehrzahl der jüdischen Theologen ist anders geartet.

„Muss denn der Schuster an seinen Stiefel glauben?" erwiderte mir einst einer dieser Herren, als ich ihn auf den Widerspruch zwischen seiner Predigt und seinen mir gegenüber geäusserten Ansichten aufmerksam machte. Diese Antwort ist typisch für die überwiegende Mehrzahl dieser Theologen, die ihren Beruf als ein Handwerk, eine Branche auffassen. Möglich, wahrscheinlich sogar, dass die hier vorgebrachten Uebelstände auch bei den Theologen anderer Konfessionen vorherrschen. Aber deshalb ist das Uebel nicht entschuldigt. und derjenige, der die Uebelstände in seinem Lager genau kennt, nicht der Pflicht enthoben, sie öffentlich zur Sprache zu bringen.

Das Studium der jüdischen Theologie erfordert gar keine oder nur sehr geringe materielle Mittel und verspricht, bei verhältnismässig geringer Arbeitsleistung, eine sichere, angenehme und in den meisten Fällen sehr gute und angesehene Existenz. Aus diesem Grunde, und weil die jüdische Jugend ohnehin in der Wahl der akademischen Berufe beschränkt ist, drängen sich an die Theologie Elemente heran, die in der Mehrzahl für ihren künftigen Beruf weder Neigung noch Ueberzeugung haben, noch auch die geringsten Vorkenntnisse mitbringen.

In den ersten Anfängen bäumt sich ihr von den modernen Schulen mitgebrachter gerader, gesunder Menschenverstand gegen die talmudischen Spitzfindig-

keiten, gegen die mit dem modernen Denken unvereinbare Weltanschauung, die in der jüdischen Quellenliteratur zum Ausdruck kommt.

Nun treten die verschiedenen Parteien, die orthodoxe, die historische, die freisinnige, die Reformrichtung, und wie sie sonst noch heissen mögen, in Aktion. Sie schlagen auf den Verstand solange los, bis er plattgedrückt, benebelt, betäubt ist und gegen keinerlei noch so absurde Zumutung mehr zu reagieren vermag. Diesem plattgedrückten Verstande werden dann eine Menge Phrasen eingeflösst. Und wenn der Mann es erlernt hat, aus einigen dieser Phrasen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit eine Rede zu machen, ist er ein fertiger Rabbiner. Er zieht dann in sein Amt mit unglaublich geringer Kenntnis der jüdischen Quellenliteratur, mit den verworrensten, schiefsten Ansichten über das Judentum, und, was das Schlimmste ist, ohne ein ideales Streben, ohne eine ehrliche Ueberzeugung, ohne eine Weltanschauung. Er ist ein mehr oder weniger gut funktionierender Automat. Wirft man ein Geldstück hinein, kommt eine Rede heraus. Eine matte, eine schwungvolle, eine traurige, eine heitere, eine orthodoxe, eine radikale: je nach der Situation und der Grösse des Geldstückes. Das sind die typischen Schiller'schen Brotgelehrten. In den Grossstädten sind sie stets unterwegs zwischen einer Hochzeit, einer Beerdigung, einer Fest- oder Vereinsversammlung, einer Kommissionssitzung oder sonst was. In ihrer rastlosen Jagd nach Geld und Volksgunst finden und suchen sie nie die Musse, ihr von der Lehranstalt mitgebrachtes kärgliches Wissen

aufzufrischen, zu erweitern. In den Kleinstädten verschlafen sie ihre freie Zeit. Diese Leute werden stets, gleichviel, ob sie sich orthodox oder freisinnig nennen, jede neue Bewegung auf religiösem Gebiebespotten, begeifern, unterdrücken, weil sie sonst gezwungen wären, ihr bischen Wissen zu revidieren und zu erweitern.

— — — — — — — — — — — —

Es ist leicht begreiflich, warum sie mit solcher Heftigkeit gegen mich aufgetreten sind, da ich in meinem Aufsatze auf die Hohlheit ihres Wissens und die Unhaltbarkeit ihres Standpunktes hingewiesen habe. Unfähig, mit mir in eine wissenschaftliche Polemik sich einzulassen, griffen sie in ihrer Hilflosigkeit nach den alten, aus der Anstalt mitgebrachten Phrasen. Und mit diesen von einer Generation auf die andere vererbten, abgegriffenen und morsch gewordenen Waffen ausgerüstet, zogen sie gegen mich in den Kampf.

„Wir haben mit dem Talmud nichts zu tun, wir leben nach der Bibel," erwidert mir ein Führer und Lehrer — nicht des Karaerertums, sondern des Judentums, der offenbar keinen Unterschied zwischen dem biblischen Palästina und dem Deutschland des 20. Jahrhunderts kennt.

„Wir Juden sind stets an der Spitze der Zivilisation marschiert. Auch im Mittelalter haben wir grosse Aestethiker und Logiker aufzuweisen. Wir haben Männer wie Maimonides, Gabirol Ibn Esra, Jehuda Halewi, Immanuel. Sie haben mit Aristoteles um die Wette philosophiert, die Troubadours und Minnesänger in

ihrer Kunst zu übertrumpfen gewusst." Nur verschweigt mein Gegner, dass nur die religiösen Schriften dieser Männer bei der Judenheit zu Ansehen gelangt sind. Die philosophischen und weltlichen Schriften aber, sofern sie überhaupt in die Oeffentlichkeit drangen, von der überwiegenden Mehrheit der Juden verketzert, mit Bann belegt und verbrannt worden sind. Sonst sind sie dem Judentum unbekannt geblieben, bis sie im 19. Jahrhundert durch einige Bibliographen dem Moder entrissen worden und durch Literaturvereine dem Namen nach bekannt geworden sind. Gelesen werden sie auch jetzt selbst von denjenigen nicht, die für die Popularisierung derselben so sehr die Trommel rühren.

„Das Judentum ist stets logisch gewesen, hat fast gar keine Dogmen, im Gegenteil. Es wird ihm sogar allzu grosse Spitzfindigkeit vorgeworfen", meint ein Rabbiner, der offenbar zwischen Logik und Spitzfindigkeit nicht zu unterscheiden vermag.

„Die Frage, wie die Juden sich bis jetzt erhalten haben, kann nur Gott beantworten. Tritt man aber mit dieser Frage an uns heran, sind wir um eine Antwort nicht verlegen", sagt ein Theologe, dessen Spezialfach die Logik nicht zu sein scheint.

„Ein Volk ist kein Unternehmen", sagen diejenigen, die garnicht zu wissen scheinen, wie ein Volk künstlich erhalten wird.

„Das Judentum hat noch eine Aufgabe in der Oekonomie der Weltgeschichte. Diese Aufgabe ist nicht der Monotheismus, sondern etwas anderes."

„Wir Juden haben wohl mit alten Hosen ge-

schachert, nie aber mit Ueberzeugungen", ruft ein überzeugungstreuer Prediger.

„Nicht das Judentum ist krank, sondern derjenige, der das behauptet."

In Russland werden die Juden fast täglich geplündert, hingemordet. Sehr bedauerlich. Aber das kommt daher, weil diese Glaubensgenossen keine Bildung haben. Es müssen mehr Schulen errichtet werden. Dazu sind ja schliesslich die Hilfsvereine da. Sie werden es schon machen. Aber auch in den westeuropäischen Ländern hat der Antisemitismus ungeheure Dimensionen angenommen. Eine breite, tiefe Kluft hat sich überall zwischen Jude und Christ gebildet. Für die Ghettos fehlen nur noch die Mauern. Für die Rabbiner ist die Sache garnicht so schlimm. In den katholischen Ländern sind es die klerikalen, in den protestantischen ist es der Brotneid, die den Antisemitismus künstlich hervorgerufen haben. Dazu sind ja die Abwehrvereine da. Sie werden schon mit den Hetzkaplänen und den Brotneidern fertig werden.

* * *

Da sind die Schafe, die von jenen Hirten geführt werden. Diesen ist die Quellenliteratur, die allein einen authentischen Aufschluss über das Wesen und die Entwicklung des Judentums zu geben vermag, unzugänglich, verschlossen. Was sie vom Judentum wissen, beruht ausschliesslich auf den bewusst oder unbewusst entstellten und tendentiös gefärbten Dar-

stellungen der Lehrer und Führer des modernen Judentums. Es ist nun leicht begreiflich, dass diese Menschen, die seit Generationen in den ausschliesslich von diesen Quellen gespeisten Anschauungen leben, über meine Behauptung, dass ihr Judentum historisch unwahr und praktisch unhaltbar sei, so empört sind.

Für diese Menschen ist eine Widerlegung garnicht am Platze. Sie brauchen eine Aufklärung, eine gründliche Belehrung.

*
* *

Seit dem ersten Exil ist das Judentum auf eine von der Heerstrasse der Menschheit abweichende Bahn geraten. Während alle uns aus der Geschichte bekannten Völker unwillkürlich ins Dasein treten, nach dem Naturgesetz leben und nach Erlöschen ihrer Kraft verschwinden, hatte ein unter einer theologischen Zwangsvorstellung stehende Anzahl von Priestern es unternommen, das nach dem ersten Exil physisch bereits aufgelöste Judentum einer Idee wegen ins Leben zu rufen. Der nach der Anschauung dieser Priester von sittlicher Fäulnis zerfressenen, wegen ihrer Greueltaten dem Untergange geweihten Menschheit sollte durch Verkörperung dieser Idee ein mahnendes Beispiel, ein Leuchtturm geschaffen werden. Aber diese Idee, so edel und grossartig sie auch gedacht war, war naturwidrig. Und wie alles Naturwidrige, hat

ihre konsequente Durchführung dem jüdischen Volke namenloses Leid gebracht, hat es in einen Zustand versetzt, in dem es weder leben noch sterben kann. Aber schliesslich steht es ja jedem frei, sein Leben so einzurichten, wie er will. Nur muss er über die Bedeutung und die Konsequenzen seiner Handlungsweise sich klar sein. Das war auch stets bei den Juden der Fall. Zu allen Zeiten waren sie sich über die Bedeutung und die Folgen ihrer Sonderstellung klar. Sie wussten, dass sie von den anderen Völkern sich möglichst fern zu halten, deren Sitten und Gebräuche zu verabscheuen hatten. Sie waren sich auch darüber klar, dass sie von den Völkern keine Liebe zu erwarten hatten. Am schlichtesten kommt die Auffassung der Juden über ihre Stellung zu den Nichtjuden in jenem echten jüdischen Volksbuch, der Pessah Hagada, zum Ausdruck, wo es heisst: „Zu allen Zeiten wollen sie uns vernichten, aber Gott schützt uns gegen sie.“ Und weil sie, besonders seit sie ins zweite Exil gegangen waren, von ihren Wirtsvölkern stets Unterdrückung, Verfolgung, Schmach und Qualen erwarteten, mussten sie sich mit einer Kruste umgeben, die sie von aussen gegen jeden Reiz unempfindlich machte und von innen mit unerschöpflicher Lebenskraft ausstattete. Diese Kruste ist der Talmud. Er hat die Intelligenz, die Spekulation, die Eitelkeit, die Ruhm-, Genuss- und Vergnügungssucht absorbiert und dadurch verhindert, dass die Juden nach den weltlichen Dingen griffen, die sie ja doch nur durch ihren Abfall erreichen konnten. Ein solches Judentum ist konsequent und flösst ob

seines tragischen Heroismus auch demjenigen, der es vom Standpunkte der Zivilisation verwerflich findet, Hochachtung ein.

Aber zu allen Zeiten, wenn die Juden mit höheren Kulturvölkern in Berührung kamen, hat es eine jüdische Minderheit gegeben, die durch die blendende Kultur aus jener Kruste sich herauslocken liess. Und stets hat an ihnen das Gleichnis jenes Rabbi sich bewährt: „Wie Fische, sobald sie das Wasser verlassen, sterben, können auch die Juden, wenn sie die Tora verlassen, sich nicht erhalten." Die aufgeklärten Juden der hellenistischen und spanisch-arabischen Periode sind, sofern sie sich nicht rechtzeitig in ihre Kruste zurückgezogen haben, von der umgebenden Kultur aufgesogen worden. Jedenfalls haben ihre Kulturleistungen im Judentum keine bemerkbare Spur zurückgelassen.

Auf diesem Wege der restlosen Assimilation befanden sich auch die westeuropäischen, besonders die deutschen Juden des 19. Jahrhunderts, als sie, von der Kultur ihrer Umgebung angezogen, das Ghetto verlassen hatten. Da kamen die Zunz, Holdheim, Geiger, Frankel und Graetz und verwirrten die Köpfe durch leere Schlagworte, durch eine tendenziös gefärbte Geschichtskonstruktion und brachten die Bewegung zum Stillstand.

„Blut ist geflossen. Und weil Blut geflossen ist, dürfen wir der Fahne unserer Väter nicht untreu werden. Und wer es tut, ist ein Verräter."

Gegen wen denn? Gegen die jüdische Nation? Aber ihr habt ja klipp und klar nachgewiesen, dass

das Judentum längst aufgehört hat, eine Nation zu sein.

Gegen die Religion? Was ist denn eigentlich eure Religion? Etwa die Dogmen? Aber Ihr seid ja nicht müde, eurem Mendelssohn nachzuerzählen, dass das Judentum gar keine Dogmen habe. Oder sind es die Zeremonialgesetze? Welche denn? etwa die Heilighaltung des Sabbats, die Beobachtung der Speisegesetze, das tägliche Anlegen der Gebetriemen? Hat je jemand euch in den Synagogen über derartige Dinge sprechen hören? Stets hört man euch nur von den erhabenen Lehren des Judentums sprechen. Was sind denn das für Lehren? Ist es die Ethik? Wenn es sonst nichts ist, könnt Ihr ruhig eure Synagogen schliessen und den Vereinen für ethische Kultur beitreten. Dort findet Ihr die Ethik, die Ihr meint, in einer reineren, dem modernen Empfinden weit angemesseneren Form.

„Blut ist geflossen!"

Aber die Väter, die ihr Blut für die Erhaltung des Judentums vergossen haben, waren echte Juden. Sie glaubten an einen persönlichen, allmächtigen, die Juden mit väterlicher Liebe beschützenden Jehova. Sie glaubten an Moses und die Propheten und den Talmud, übten getreulich die vorgeschriebenen Satzungen, drängten sich nicht an die Gojim heran, wollten nicht an ihren Freuden teilnehmen; heischten nicht von ihnen Aemter, Ehren und Würden; mischten sich nicht in ihre öffentlichen und nationalen Angelegenheiten, lebten bescheiden, beschaulich, zurückgezogen in ihrer eigenen Welt, lärmten

und schimpften nicht gegen ihre Bedränger und Bedrücker, schalten sie nicht Barbaren und Unmenschen, sondern klagten ihrem Gotte ihr Leid, baten ihn um Verzeihung der Sünden, um derentwillen er sie bedrängen und bedrücken liess.

Das waren echte Juden. Sie wussten, wofür sie ihr Blut vergossen hatten.

Die modernen Juden aber, die den Glauben an den lebendigen Gott Israels verloren haben, den Talmud verwerfen, der Bibel fast alle Gebote, die ihnen nicht passen, abzwacken, weder einen Messias, noch ein Jenseits erwarten; sie bilden eine tragische, lächerliche und haltlose Figur.

Der Judenhass ist nicht vorübergehend, er wurzelt im Wesen der Menschheit. Dieser Hass trifft den modernen Juden ebenso wie den Ghettojuden. Nur besitzt er nicht wie dieser die aus seiner geschichtlichen Entwicklung notwendig hervorgegangene Schutzhülle, die ihn widerstandsfähig und gegen äussere Reize unempfindlich macht.

Das ist das Tragische an dem modernen Juden.

Lächerlich ist er, weil er sich verwundert, entrüstet, empört zeigt, so oft ihm das geschieht, was nach Lage der Dinge notwendig geschehen muss.

Unhaltbar ist das moderne Judentum, weil es ohne die talmudische Kruste wie alle andern Minoritäten früher oder später von der Umgebung aufgesogen werden muss.

Das ist's, was ich in jenem Aufsatze gesagt oder zu sagen beabsichtigt habe. Weil ich mehr als jene Leute, die sich als Lehrer und Führer aufspielen, für

das Judentum empfinde, weil ich besser als jene über das, was das Judentum war, ist und sein soll, unterrichtet bin, habe ich das Wort ergriffen. Ich habe eingesehen, dass so, wie die Diskussion über das Judentum bisher geführt worden ist, sie nicht weiter geführt werden darf. Und ich meine: man muss endlich aufhören, das Judentum als passive, träge Masse, die von der Umgebung geschoben und gestaltet wird, anzusehen. Man muss endlich einsehen, dass das Judentum ein sehr aktives, fein organisiertes und differenziertes Geschöpf ist, das ganz nach seinen eigenen Gesetzen lebt und seine Umgebung weit mehr beeinflusst, als umgekehrt der Fall ist.

*
* *

Da ist der Herausgeber der „positiv jüdischen Zeitung." Er hat Weib, hat Kinder und will leben, sogar gut leben. Man stellt ja was vor. Für seinen ordentlichen Beruf reichte die Fähigkeit, reichten die Kenntnisse nicht. Da geht er hin und gründet eine jüdische Zeitung. Er versteht zwar vom Judentum noch weniger als von seinem Berufe. Dafür kennt er aber die Juden, weiss, wie man sie zu packen, zu rütteln, zu schütteln hat, um ihnen den Groschen abzunehmen. Er tritt mit dem Geschrei hervor: „So kann es nicht weitergehen, das Judentum muss

different, positiv werden, muss auf meine Zeitung abonnieren. Der Antisemitismus muss derbe angefasst, zerschmettert, vernichtet werden.“ Und er will mit der Fahne des Judentums vorangehen, sich ins Lager der Feinde stürzen. Aber das jüdische Publikum ist nicht so leicht aus seinem Indifferentismus aufzurütteln. Man zahlt seine Gemeindesteuern, lässt sich ab und zu vom Seelsorger erbauen. Das genügt. Im übrigen will man von den jüdischen Angelegenheiten unbehelligt bleiben. Unser Zeitungsmann schlägt nun einen kräftigeren Ton an. Er schickt die Leute mit seinem Blatte auf die Strasse. Im Sturmschritt durcheilen sie die von Juden bewohnten Viertel und brüllen: „Die Juden, die Juden!“ Ein Auflauf entsteht. „Was ist geschehen? Ein Ritualmord, Krawalle, Plünderungen?“ Das Blatt findet reissenden Absatz. Aber man legt es enttäutscht, entrüstet aus der Hand. Es handelt sich um die Juden und die Reichstagswahlen, die Juden und den Liberalismus, die Juden und den Antisemitismus. Der Zeitungsmann hat seinen Zweck erreicht. Er hat die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Aber zu seinem Nachteil. Die wenigen Abonnenten ziehen sich zurück.

Da tritt ein sonderbares Ereignis ein. In einer vielgelesenen Zeitschrift ist ein Artikel erschienen, worin das Judentum einer schonungslosen Kritik unterzogen, das Fundament angegriffen, an dem Bau gerüttelt wird. Der Verfasser hat sich hinter einem Pseudonym verborgen. Aber unser Zeitungsheld kennt den Missetäter, weiss, dass er Beamter der jüdischen Gemeinde ist. Er rechnet sofort heraus, welch brillantes Geschäft

er mit dieser Enthüllung machen kann. So und so viele Exemplare wird er absetzen, so und so viele Groschen verdienen. Zwar müsste er ehrenhalber Diskretion wahren, denn auch er hat — allerdings unter vier Augen — sich oft zu ähnlichen Ansichten bekannt. Aber was schert ihn Ehre, was Gewissen und Ueberzeugung? Er hat Weib, hat Kinder und will leben. Warum soll er sich die günstige Konjunktur entgehen lassen? Schenkt ihm jemand etwas? Und er schlachtet den „Fall Fromer“ gehörig aus. Diesmal hat er seinen Zweck erreicht. Er wird viel gekauft, gelesen. Aber die blosse Tatsache, dass ich den Artikel geschrieben habe, kann doch für die Dauer das Interesse seiner Leser nicht wachhalten. Da greift er zu Verläumdungen, zu gemeinen persönlichen Verdächtigungen. Er erzählt wider besseres Wissen, dass ich getauft wäre, getauft, schon zur Zeit, als ich das Amt bei der jüdischen Gemeinde angenommen hatte; er weiss ganz genau, dass ich seit Jahren im Solde der Judenmission stünde, dass ich mich als Spion, als Spitzel ins jüdische Lager eingeschlichen hätte, und dergleichen mehr. Diese Notizen werden von der Tagespresse ungeprüft übernommen. So bin ich der Verachtung, dem Abscheu selbst der Unparteischen und Wohlmeinenden preisgegeben.

Aber schliesslich, welchen Wert hat die Achtung der Mitmenschen, wenn sie von derartigen Ehrenmännern gegeben und geraubt werden kann?

*
*   *

Da sind die Antisemiten. Sie sind die durch den unverdaulichen Fremdkörper hervorgerufenen Eiterbeulen am Organismus der Wirtsvölker. Wiewohl begreiflich, notwendig, ist der Antisemitismus widerwärtig, ekelerregend. Das Empfinden dieser Menschen ist brutal, ihr Denken stupide, gemein, ihre Handlungsweise bestialisch.

Da die Wirtsvölker einmal die Juden aufgenommen, sie Jahrhunderte lang bei sich behalten haben, haben sie auch Pflichten übernommen, denen sie sich nicht entziehen dürfen. Das ist ein Gebot der Menschlichkeit, der Kultur und vollends der Vernunft. Durch ihre wüsten Hetzen und Ausschreitungen schaffen die Antisemiten nur Verbitterung, Jammer und Elend, hemmen den Kulturfortschritt und machen jeden Versuch zu einer vernünftigen Lösung der Judenfrage unmöglich.



XIII.

Dresden, Albrechtstr. 15,
20. November 1904.

Sehr geehrter Herr Doktor![1])

Ihr Plan einer Realkonkordanz ist grossartig. Bei der heutigen Bewegung auf alt- und neutestamentlichem Gebiete werden Assyriologen, Exegeten und die vergleichenden Religionsgeschichtler Ihnen für die Zugänglichmachung des riesigen Literaturgebietes, das für die Meisten immer noch eine porta clausa ist, dankbar sein. Ob Ihr Werk eine Uebersetzung der hervorragendsten jüdischen Literaturdenkmäler wird überflüssig machen, bezweifle ich. Diese Arbeit muss nebenher noch immer geleistet werden. Gut wäre es, wenn Sie gerade die im Talmud und der Midrasch-Literatur vorhandenen mystischen Nebenströmungen, die später ihre Blüte in der Kabbalistik treiben, recht in den Vordergrund rücken möchten. Das offizielle Judentum hat diese Strömungen abgewiesen, wie die Werke Jad Hachasaka und Schulchan Aruch beweisen, dem Assyriologen und

---

1) Folgende Briefe sind mit Erlaubnis der Herren Verfasser abgedruckt.

dem vergleichenden Religionsgeschichtler sind aber gerade diese Elemente von grösster Wichtigkeit und dienen ihm als Beweis babylonisch-assyrischen Einflusses. Ich bin kein Keiler von Fach, das aber weiss ich bestimmt, dass durch die Assyriologie, wenn diese sich einmal des Talmuds bemächtigen wird, dieses Literatur-Denkmal wieder zu Ehren kommt. Alle die verlachten und verspotteten Fabeln und Legenden werden in assyriologischer Beleuchtung eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Dasselbe gilt auch von der Kabbala, wenigstens von dem eigentlichen System. Damit haben Sie mein Urteil, das Sie auch Herrn Prof. Friedr. Delitzsch vorlegen können. Ich wünsche Ihnen einen Verleger, der ungefähr 100 000 bis 150 000 M. an die Herstellung setzen kann.

Hochachtungsvoll

Ihr Prof. Dr. theol. et phil. August Wünsche.

* * *

Strassburg, den 8./4. 1905.
Kalbsgasse 16

Sehr geehrter Herr Doktor!

Vielen Dank für Ihren Brief und das Vertrauen, das Sie mir durch die Zusendung Ihres Planes erwiesen. Natürlich bin ich nicht imstande, Ihren Plan sofort zu übersehen, sowohl in Bezug auf das, was er umfasst, als auf das, was er auslässt. Das Gewicht,

das darin auf das Gesetzliche — Halacha im weitesten Sinne — gelegt wird, macht es begreiflich, dass Sie die philosophische, poetische, exegetische und sonstige jüdische Literatur des Mittelalters bei Seite lassen. Aber müsste dann nicht eigentlich auch die alte Aggada wegbleiben? Schade wär es freilich sehr darum, und der doch auch wesentlich praktische Zweck, den Sie im Auge haben, macht ausreichende Berücksichtigung der Aggada höchst erwünscht.

Item, die grossen inneren Schwierigkeiten der Aufgabe wird niemand so genau kennen wie Sie, der Sie seit Jahren mit dem Plan gerungen haben, und nun Sie bereit sind, ihn durchzuführen, wird's auch gehen.

Aber nun die äusseren Schwierigkeiten, mit anderen Worten, die Kosten! Dass sich schwerlich ein Verleger finden wird, der die Sache ganz auf seine Gefahr übernähme, halte ich für so gut wie sicher. Durch blosse Subskription dem Verleger eine so grosse Summe in Aussicht zu stellen, dass er darauf eingehen möchte, wird auch kaum angehen. Man müsste vielmehr erheblicher Unterstützungen à fond perdu sicher sein. Da wäre nun zunächst eine Berechnung anzustellen, wie hoch etwa die Gesamtkosten sein würden. Dann wäre zuerst die Berliner und Wiener Akademie um eine erhebliche Beisteuer anzugehen. Auch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat einiges Geld. Unsere deutsche morgenländische Gesellschaft ist leider nur immer schwach bei Kasse, daher käme höchstens eine Kleinigkeit. Können Sie aber nicht einen oder mehrere reiche jüdische Kaufleute, Bankiers

oder dergl. zur Förderung dieses Unternehmens durch eine grosse Geldunterstützung veranlassen?

Mit Gruss

Ihr ergebener

Th. Nöldeke.

* * *

Göttingen, den 19./4. 1905.

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Soviel darf ich sagen, das mir die Ausführung Ihres Planes wünschenswert genug erscheint, und dass Ihre Skizzierung desselben den Kenner verrät, der zugleich das praktische und wissenschaftliche Interesse richtig würdigt. Ich bin nicht mehr aktives Mitglied der Göttinger Sozietät. Sie würden bei dieser auch keinen praktischen Beistand finden, da sie arm ist und ihre wenigen Gelder für andere Unterstützungen grösstenteils festgelegt hat. Es bleibt nun die sehr reiche Berliner Akademie übrig. . . .

Ehrerbietig und hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Wellhausen.

* * *

Orientalisches Institut
der K. K. Universität, Wien.

Wien, Feldgasse 10, den 14. Mai 1905.

Geehrter Herr Doktor!

Was die Realkonkordanz der talmudisch-rabbinischen Literatur betrifft, so halte ich sie für ein wissenschaftliches Desideratum allerersten Ranges, fürchte aber, dass sie die Kraft eines Mannes übersteigt. Das soll sie aber nicht entmutigen, wenn Sie die Kraft in sich fühlen, die grosse und schwere Aufgabe zu lösen.

Ein Gesuch an die Kais. Akademie d. Wissenschaften dürfte aber im jetzigen Stadium ganz erfolglos sein. Nach den Statuten der Kais. Akademie kann ein Werk nur dann unterstützt werden, wenn es der Akademie in Munuskript druckfertig vorgelegt wird. Auf einen Plan hin kann die Akademie eine Subvention nicht bewilligen.

So liegt die Sache. Es tut mir leid, dass ich Ihnen keine günstigere Auskunft geben kann, denn das Unternehmen verdient Unterstützung.

Hochachtungsvoll

D. H. Müller.

* * *

Strassburg, den 28. 5. 1905.
Kalbsgasse 16.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es tut mir sehr leid, dass Ihre Bemühungen so wenig Erfolg gehabt haben. . . Ja, wenn unsere deutsche morgenländische Gesellschaft mehr Geld hätte!! Vielleicht lässt sich die Sache auf der nächsten Generalversammlung in Hamburg besprechen. Es ist zwar unwahrscheinlich, aber nicht ganz unmöglich, dass ich daran teilnehme. Wenn sie dann einen genauen Plan vorlegen, kann die Unterstützung angeregt werden. Aber ich kann wenig Hoffnung auf Gelingen machen, da die sehr wenigen Mittel schon für ein grosses und überaus wichtiges Werk festgelegt sind.

Wenn man bedenkt, welche Summen z. B. für die Ausgrabungen in Babylon auch von Privatleuten gespendet werden, so sollte man denken, dass auch für literarische Werke, die das Altertum betreffen, leicht etwas geschehen könnte. . .

Im übrigen rate ich Ihnen, die Arbeit trotz alledem zu unternehmen, als ob Sie des Erfolges sicher wären. Ist etwas einigermassen fertig, dann findet sich leichter eine Gelegenheit, den Druck auszuführen, als für den blossen Plan. . .

Mit bestem Gruss
Ihr ergebener
Th. Nöldeke.

* * *

Chicago, October 4th, 1905.

My dear Sir: —

In reply to yours of the 12th ult. I would say that I regard your undertaking as destined to be of very high value and indispensable to all students of the talmudic-rabbinic literature. I regret that on account of the multitudinous duties which press upon me from every direction and because of the present impaired state of my health it is impossible for me to undertake any new tasks; so that, much as I should like to assist in so worthy an enterprise as yours, I am compelled to refrain.

Yours very truly

William Harper.

* * *

Die am 2. Oktober 1905 in Hamburg tagende Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erklärt ihre Zustimmung zu dem in der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 1905, S. 349—356 angedeuteten Plane einer talmudischen Realkonkordanz und befürwortet ihn aufs wärmste, in der Hoffnung, dass es Herrn Dr. Jakob Fromer gelingen werde, bald zunächst diejenigen Mittel zu erlangen, welche erforderlich sind, um die talmudische Literatur excerpieren und die Hauptmasse der Auszüge so zu ordnen, dass der zur Bearbeitung — sei es des Ge-

samtgebietes der Realien, sei es einzelner Themata — gehörende Stoff übersichtlich beisammen ist.

Vorstehender Beschluss ist einstimmig gefasst.

Hierfür und für die Richtigkeit der Abschrift

Grosslichterfelde-W., 17. Oktober 1906.

DDr. Hermann Strack, Prof. der Theol.

*
* *

Gross-Lichterfelde-W., den 7. 10. 05.
Ringstrasse 73.

Herrn . . . . . .

Sehr geehrter Herr Professor!

Mein Name wird Ihnen genügend Bürgschaft sein, dass ich Ihnen über den Fromer'schen Plan einer talmud. Realkonkerdanz nur um der Wissenschaft willen schreibe, nur weil ich von der Austührung Nutzen für die Wissenschaft, spez. für die Wissenschaft vom Judentum erwarte. Die Persönlichkeit des Herrn Fromer war mir bis vor wenigen Tagen ganz unbekannt; ich hatte nur flüchtig von dem Artikel in der „Zukunft" gelesen . . . Im übrigen kommt es bei dieser wissenschaftlichen Arbeit nicht auf die Orthodoxie oder die sonstige religiöse Stellung des Gelehrten an, sondern ausschliesslich auf wissenschaftliche Bildung und philologische Zuverlässigkeit Beide Eigenschaften findet man bei den hier allein

in Betracht kommenden gründlichen Talmudkennern sehr selten vereinigt (ich nenne z. B. Wilhelm Bacher). Diese wenigen werden aber kaum zu einer Arbeit, wie die hier geplante ist, willig sein. Dr. Fromer hat die genannnten Eigenschaften in vollem Masse: ich verweise auf 1. seine Dissertation, 2. die abschriftlich beiliegenden Briefe, 3. den beiliegenden Aufsatz in Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 1905, 349—356. Durch seine Tätigkeit als Bibliothekar der jüdischen Gemeinde in Berlin hat er sich auch mit der Technik des Rubrizierens und Katalogisierens bekannt gemacht. Er ist auch als Volontär in der Kgl. Bibliothek zu Berlin tätig gewesen.

Es handelt sich zunächst um Herstellung eines Manuskripts, d. i. eines grossartigen Zettelkatalogs zu dem gesamten realen Inhalte der beiden Talmude und der alten Midrasche. (Die eigentlich rabbinische Literatur, spez. den Schulchan Arukh, will Dr. F. auf meinen Rat zunächst beiseite lassen.) Auf Grund dieses Materials wird es künftig sehr leicht sein, jedes einzelne Gebiet der Realien (z. B. Sklaven, Schuldrecht, Krankheiten, Hausgeräte, Kleider u. s. w.) in erschöpfender Weise zu behandeln, da der ganze Stoff geordnet vorliegt. Bisher waren die Verfasser von Monographien über ein Spezialthema auf Benutzung derjenigen Stellen beschränkt, welche ihnen durch eigene Lektüre oder aus andren Büchern bekannt waren. Dabei ist in jedem Augenblick Kontrolle möglich. Denn das eine der je drei Druckexemplare bleibt unzerschnitten; in ihm werden alle gemachten Auszüge unterstrichen und mit der Signatur

des Zettels, auf dem der betreffende Ausschnitt im Zettelkataloge steht, bezeichnet, und auf jeden Zettel ist ganz genau bemerkt, von wo sein Inhalt genommen ist. Die beiden andren Exemplare werden zerschnitten, und die aufzunehmenden Auszüge auf gleich grosse Zettel geklebt. Drei Beispiele anbei, desgleichen ein vorläufiges Schema (die genauere Einrichtung muss natürlich vorbehalten bleiben).

Dieser Zettelkatalog samt dem vollständigen Druckexemplar würden unter zu vereinbarenden Bedingungen in den Besitz der Spender der für die Arbeit erforderlichen Mittel übergehen und am besten in einer grossen öffentlichen Bibliothek bewahrt werden.

Ich bin gern bereit, nach Massgabe meiner Zeit und meines Könnens Herrn Dr. Fromer mit Rat zur zur Seite zu stehen, damit ein wirklich die Wissenschaft förderndes Ergebnis erreicht wird.

Hiernach glaube ich, Sie bitten zu dürfen, Ihren Einfluss zugunsten dieses Planes in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas und sonst geltend zu machen. In H. habe ich mit Herrn M. W. über die Angelegenheit gesprochen.

Ich füge noch die am 2. Oktober 1905 von der Hauptversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft einstimmig gefasste Resolution bei.

Mit hochachtungsvoller Begrüssung

ergebenst

Dr. theol. et phil. Hermann L. Stark
Professor der Theologie zu Berlin.

* * *

H., den 2. November 1905.

Herrn Professor Dr. Hermann L. Strack,
Gross Lichterfelde bei Berlin,
Ringstr. 73.

Sehr geehrter Herr Professor!

Zu meinem Bedauern muss ich Ihnen mitteilen, dass unsere Newyorker Freunde nach reiflicher Ueberlegung davon absehen möchten, das Unternehmen des Herrn Dr. I. Fromer zu unterstützen.

Ich bedauere ausserordentlich, dass meine Schritte in dieser Angelegenheit erfolglos geblieben sind und begrüsse Sie

Hochachtungsvoll

W.

* * *

Grosslichterfelde, 3. XI. 05.

Geehrter Herr Dr. Fromer!

Den ungünstigen Ausgang bedauere ich lebhaft; aber er kommt mir nicht ganz unerwartet, da der mitgesandte „Zukunftsartikel" wohl stark gegengewirkt hat. Das eine Gute ist jetzt wenigstens, dass Sie der J.-P.-Stiftung gegenüber klar sehen und dort das Ganze, in Raten, beantragen können. Mit frdl. Gruss und guten Wünschen

Ergebenst

Dr. H. L. Strack.

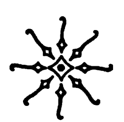
* * *

J. P.-Stiftung in Berlin.

Berlin, den 7. November 1905.

Im Auftrage des Vorstandes teile ich Ihnen ergebenst mit, dass Ihr Gesuch nicht hat berücksichtigt werden können.

P. L.



XIV.

Aus meinem Tagebuche.

Berlin, den 1. Dezember 1905.

Das war ein trauriger Tag. Ich habe heute das letzte, was mich noch ans Leben fesselte, zu Grabe getragen: den Glauben an die Zukunft, an die Menschheit, an die Gerechtigkeit.

Am Kammergericht wurde heute über meinen Prozess verhandelt. Ich war schon vor 9 Uhr zur Stelle. In einem versteckten Winkel des Korridors hing ein Zettel, auf dem zu lesen war: Fromer contra jüdische Gemeinde. Niemand von den Wenigen, die hier vorbeieilten, ahnte, dass diese Worte den Schlussakt meiner Tragödie ankündigten.

Seit mehreren Tagen habe ich keine warme Mahlzeit zu mir genommen. Die Wirtin lässt sich wegen der rückständigen Miete nicht länger vertrösten. Ich war sonst stolz, hatte Achtung vor mir. Das habe ich alles in der letzten Zeit verloren. Ich habe mich erniedrigt, geschändet, habe Menschen um Hilfe gebeten, die ich sonst keines Wortes, keines Blickes gewürdigt hätte. Ich habe alles versucht, um mir eine

Existenz zu verschaffen, ich scheute vor keiner Arbeit, vor keiner Erniedrigung. Aber was ich auch unternehmen mochte, es scheiterte an dem Hasse meiner Glaubensgenossen. Er kennt keine Schonung, kein Erbarmen.

So stand ich heute, gebrochen an Leib und Seele, da und wartete auf den Rechtsspruch.

Ich hatte auf das vierteljährliche Gehalt, das mir gegen die Kontraktbestimmungen bei der Entlassung verweigert worden war, geklagt. In der ersten Instanz war ich abgewiesen worden. Nun hatte ich an das Kammergericht appelliert. Würde jetzt das Urteil zu meinen Gunsten ausfallen, dann wäre ich aus der ärgsten Not befreit und würde von neuem versuchen können, mir eine Existenz zu gründen.

Aber es handelte sich hier nicht bloss um eine Geldangelegenheit. Durch die Veröffentlichung jenes Artikels hatte ich geglaubt, eine gute, nützliche Tat zu begehen. Die jüdische Gemeinde hatte nun meine Handlungsweise unwürdig gefunden. Da ihr alle Mittel zur Verfügung standen, sich bei der Oeffentlichkeit Gehör zu verschaffen, mir aber gar keine, so konnte es nicht ausbleiben, dass die Aussenstehenden, die jenen Artikel garnicht oder nur oberflächlich gelesen hatten, mich als einen charakterlosen Menschen verurteilen mussten. Eine günstige Gerichtsentscheidung wäre also für mich eine Rehabilitation, eine Befreiung aus einer unerträglichen Lage.

Und ich glaubte, auf einen günstigen Ausgang hoffen zu dürfen. Schon die Tatsache, dass das

Kammergericht mir das Armenrecht bewilligt hatte, liess darauf schliessen, dass man die Sache nicht für aussichtslos gehalten hatte. Dann hatte mir mein Anwalt wiederholt versichert, dass die Berufung zweifellos Erfolg haben würde. Allerdings schien in den letzten Tagen sein Interesse für meine Sache abgenommen zu haben. Er fand es jetzt plötzlich unbegreiflich, wie ich als Beamter der jüdischen Gemeinde einen solchen Aufsatz hatte schreiben können. Er hätte mit dem gegnerischen Anwalt gesprochen und wäre zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Dinge doch anders lägen, als er es sich früher gedacht hatte. Aber das hätte mit der Sache nichts zu tun. „Ein Kannibale, aber Recht muss Recht bleiben. Ohne Gehalt durften sie Sie nicht entlassen."

Ich hatte beabsichtigt, mich an der Verhandlung zu beteiligen und den Richtern den Sachverhalt auseinander zu setzen. Aber in der jetzigen Verfassung fühlte ich mich doch dazu unfähig. So ging ich in den Zuschauerraum und folgte von hier aus der Verhandlung.

Mein Anwalt begründete zuerst in einer matten, nichtssagenden Rede die Berufung. Dann nahm der gegnerische Anwalt das Wort. Dieser, ein hervorragender Führer des Judentums, sprach pro domo, warm, überzeugend, hinreissend. Er wies nach, dass der inkriminierte Artikel haarsträubende Gotteslästerungen enthielte. Ich hätte Jehova einen „hypochondrischen Greis" genannt, der nachts vom Lager aufstünde und über das Unglück seines Volkes jammere, der morgens Gebetriemen anlege und den Tag über sich

mit Heiratsvermittelungen befasse. Ferner hätte ich das Judentum „ein verfehltes Unternehmen" genannt, hätte seine Einrichtungen als Lug und Trug bezeichnet, den Juden den Rat erteilt, „unterzutauchen" und zu verschwinden. Das alles hätte ich in einer der „Sensation dienenden Zeitschrift" veröffentlicht. Dazu hätte ich noch die „Feigheit" gefügt, mich hinter einem Pseudonym zu verstecken. Wie könne man einer Religionsgemeinschaft zumuten, einen solchen Mann eine Stunde länger im Amte zu behalten?

Er hatte auf die Richter sichtlich einen starken Eindruck gemacht. Als er zu Ende war, fragte der Vorsitzende meinen Anwalt, ob er etwas zu entgegnen hätte.

Jetzt erwartete ich bestimmt, dass mein Anwalt vor allem die Vorlesung des Artikels beantragen würde. Welcher billig denkende Mensch würde denn auf Grund von aus dem Zusammenhange herausgerissenen Sätzen jemand verurteilen? Sodann hielt ich es für selbstverständlich, dass der Anwalt wenigstens die Entgegnungen, die ich in den Schriftsätzen jenen Anschuldigungen gegenüber vorgebracht hatte, zur Sprache bringen würde. Da hatte ich nachgewiesen, dass die angeblichen Gotteslästerungen wörtliche Citate aus dem Talmud sind; dass die gerügten beleidigenden Angriffe am Schlusse meines Artikels sich nur gegen die modernen Juden richteten; dass ich hingegen das orthodoxe Judentum, also die überwiegende Mehrheit dieser Religionsgemeinschaft, als mit dem Gesetze der Willensidentität vereinbar und somit für durchaus existenzberechtigt erklärt hatte;

dass endlich zur Zeit, als ich diesen Artikel veröffentlicht hatte, das Berliner Judentum durch eine orthodoxe Majorität im Repräsentantenkollegium vertreten war, die ich ja garnicht angegriffen hatte. Dass diese Orthodoxen nicht nach dem Gesetze der Willensidentität handelten, dass sie die biblisch-talmudischen Gesetze in ihrem ganzen Umfange für bindend, unabänderlich erklärten, selbst aber sich darüber hinwegsetzten: dafür konnte ich doch nichts.

Mein Anwalt hatte von alledem nichts vorgebracht. Als wenn er diese Beschuldigungen zum ersten Male gehört hätte und durch sie überrascht wäre, erwiderte er achselzuckend, er hätte nichts zu entgegnen. Er müsse aufrichtig gestehen, dass er als Beamter einer jüdischen Gemeinde einen solchen Artikel nicht geschrieben haben würde. Er stehe übrigens hier nur als Armenanwalt. Er hätte sonst eine solche Sache nicht übernommen.

Darauf hin verkündigte das Gericht die kostenpflichtige Abweisung der Berufung.

* * *

Die Geschichte ist zu Ende.

Ich weiss nicht, welchen Weg mich jene geheimnisvolle Macht weiter zu führen beabsichtigt. Aber ich verzichte auf den Rest.

